Die [illegible]chtsauffassung des Deutschen Spätmittelalters mit besonderer Berücksichtigung des 14. Jahrhunderts in der Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts.

Ein Beitrag zur Geschichte der Geschichtschreibung.

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde

der Hohen Philosophischen Fakultät

der Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen

vorgelegt von

Ludwig Brunhuber

aus Nürnberg.

Kallmünz
Buchdruckerei von Michael Laßleben
1933

Referent: Professor Dr. Bernhard Schmeidler.

Dekan: Professor Dr. Hero Moeller.



Tag der mündlichen Prüfung: 18. Juni 1932.



Inhalt. Seite

I. Abschnitt. Seite

EINLEITUNG.

Aller Geschichtsbetrachtung, zumal wenn ihr eine gewisse Wertung zugrundeliegt, haftet ein subjektes, weltanschaulich bedingtes Element an; mehr oder minder stark kommt dies bei den einzelnen Geschichtschreibern zum Ausdruck. Schon die Auswahl des Stoffes, die Art seiner Bearbeitung und der Standpunkt des historischen Urteils wird durch die Persönlichkeit des Historikers entscheidend bestimmt (1). Sogar die Feststellung der Kausalitäten kann nicht ohne subjektivbedingte Wertung erfolgen (2). Tatsachen aus dem Lebenskreis des Geschichtschreibers, Tatsachen des politischen Lebens, geistige Strömungen und konfessionelle Einstellung wirken in der historischen Wertung und Auffassung bestimmend mit. Die Geschichtschreibung ist in jeder Periode „zeitgemäß", wenn sie vom allgemeinen „Zeitgeist" getragen wird. Die Wandelbarkeit des jeweiligen Zeitgeistes ist groß und ungreifbar: bestimmte Vorstellungen treten in die Forschung ein; nach deren Resultaten wird jene revidiert, mit neugewonnenem Urteil wird den Dingen gegenübergetreten, um wiederum nach den Ergebnissen neuer Forscherarbeit zu einer Revision der jeweiligen historischen Auffassung zu schreiten. Synthese und Detailarbeit stehen in beständiger Wechselwirkung (3). Immer wieder gerät die Geschichtschreibung in Abhängigkeit von den allgemeinen geistigen Strömungen, die miteinander ringen, nebeneinander bestehen, sich vermischen und ablösen und dieselben widerspiegelt. Verschiedene weltanschauliche Voraussetzungen urteilen verschieden über die gleichen Geschehnisse. Mit jedem neuen Aufkommen großer geistiger Bewegungen muß auch die Geschichte immer wieder „umgeschrieben" werden (4). Nur durch die Vielfältigkeit der Urteile der verschiedenen Zeitalter kann das vollkommene, allgemein anerkannte gebildet werden. Die durch den Zeitgeist bedingte Geschichtsauffassung muß durch den Vergleich der verschiedenen Auffassungen überwunden werden. Das Ziel ist nicht immer leicht zu erreichen.

Die Herausarbeitung des jeweiligen „Zeitgeistes" in der Geschichtswissenschaft hat eine Art Geistesgeschichte der Historiographie hervorgebracht, die die Veränderungen des geistigen Lebens wie in einem Spiegel sehen läßt. Rein aus der Historiographie heraus läßt sich sonach eine Geschichte der Geschichtschreibung darstellen. Das Material wird vorwiegend aus der Geschichtschreibung selbst entnommen.

Die Erforschung dieser Entwicklung, die allmählich, stufenweise vor sich geht, hat im letzten Menschenalter Fortschritte gemacht (5). Von Bedeutung für die Geschichte der neueren Historiographie war das Werk des Schweizers Fueter (1911). Weitere Befruchtung und Bereicherung verdanken wir Georg von Below (6), Moritz Ritter (7) und Ernst Troeltsch (8). Die neuere historiographische Spezialforschung hat sich bisher nur wenig mit der Herausarbeitung der verschiedenen Entwicklungsstufen vergangener Jahrhunderte beschäftigt. So bedarf vor allem das 19. Jahrhundert gründlicher allseitiger Aufhellung.

Im Folgenden sind wir bedacht, den Einfluß der allgemeinen geistigen Zeitströmungen in der Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts auf die Geschichtsauffassung über das deutsche Spätmittelalter aufzudecken. Neben allgemeiner Beurteilung des benannten Zeitraumes und seiner Wandlungen in der deutschen Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts wurde das 14. Jahrhundert, das die Epochen Ludwigs d. Bayern und Karls IV. umfaßt, für genauere Untersuchung herausgegriffen. Die Arbeit kann somit nur einen Baustein für die Entwicklungsstufen der Geschichtschreibung liefern.

Überblickt man die Geschichtsbetrachtung des Mittelalters in den viereinhalb Jahrhunderten, die den Begriff kennen, so fällt ein gemeinsamer Zug auf: „immer ist diese weltgeschichtliche Epoche antithetisch, in polemischer Haltung gesehen worden". Bald wurde es „verworfen oder erträumt, verketzert oder idealisiert" (9).
So ist auch der Begriff des deutschen Spätmittelalters zu verschiedensten widerstreitenden Gedankenverbindungen, romantischen Vorstellungen und unklaren Empfindungen geworden. „Das Spätmittelalter erscheint dem einen als Ausklang einer farbenprächtigen bunten Zeit, in der das Rittertum den Lebensstil bestimmt und höfische Kunst und Minnepoesie das Leben verklärt haben, als eine Zeit, in der die Städte ruhigen Bürgern ein zugemessenes, wohlgesättigtes Dasein garantieren konnten, in der aber auch als Schattenseite die grausamste Strafjustiz zuhause war. Dem andern erscheint es als ein letztes Abblühen und Versinken, das zugleich der Beginn eines phönixhaften Aufstiegs wurde, Vorabend der Reformation und Renaissance, endlicher und letzter Abschluß einer angeblich finsteren Epoche, hinter deren zugeworfenen Toren erst der junge frische sonnige Tag einer neuen Kultur hervorbrechen konnte, deren Anfang als der Aufstieg der Neuzeit in der Weltgeschichte erschien" (10). Wie man sich auch den Begriff des Spätmittelalters vorstellt, „hier wie dort erscheint es als eine Zeitenwende, als eine

Periode, der die Kraft zu eigenem selbständigen Leben gebrach, die Abschluß und Neuanfang in sich vereinte, kurz als eine Zeit des Überganges".

Diese Auffassung vom deutschen Spätmittelalter als einer Übergangsperiode hat sich vor allem zäh in der Geschichtschreibung der vergangenen Jahrhunderte bis vereinzelt in die Gegenwart herein verbreitet. Gerade in der uns hier beschäftigenden Geschichtsbetrachtung des 19. Jahrhunderts über das Spätmittelalter ist jener Übergangscharakter geradezu dogmatisch betont worden, was natürlich, da der Blickpunkt gegenüber den Tatsachen und damit die Fragestellung verschoben wurden, zu ganz schiefen Wertungen führen mußte. Bedenkt man, welche ideelle Vorbelastung für eine Epoche durch Bezeichnungen wie Übergangs- oder Spätzeit, die zu Begriffen des Überalterten, Unfertigen führen müssen, entsteht, so fragt man wohl nach dem Grunde für solche Wertung. Als Ursache dieser widersprechenden Darlegungen, finden wir fast allgemein bei geschichtlicher Betrachtung eines jeden historischen Zeitraumes die Tatsache: die Geschichtschreibung gerät in Abhängigkeit von den allgemeinen geistigen Strömungen und widerspiegelt dann dieselben; diese Zeitströmungen trüben die geschichtlichen Werturteile, verfälschen und übertreiben durch zu scharfe Licht- oder Schattenstellung und stellen sich, bewußt oder unbewußt, in den Dienst gewisser Parteien, Richtungen, Bewegungen. „Das gilt vom Zeitalter des Humanismus an bis zu dem neumodischen Irrationalismus der Gegenwart"(11). „Jeder ist ein Kind seiner Zeit" so drückt es Hegel in seinen 1837 erschienenen „Vorlesungen über Geschichtsphilosophie" aus.

Indem wir uns unserer Aufgabe, den Einfluß des „Zeitgeistes" auf die Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts bezüglich des Spätmittelalters festzustellen, zuwenden, scheint es unumgänglich, die Entwicklung die dazu führte, flüchtig zu umreißen: Die Auflösung der mittelalterlichen Weltordnung in Renaissance, Humanismus und Reformation hat dem Mittelalter zum erstenmal um konfessionelle Anschauungen zu rechtfertigen, „einen Tiefstand der Schätzung", ja sogar Ablehnung und Verachtung eingetragen (12). Die Gegenreformation hat für die mittleren Zeiten wieder einen Wandel zu günstigerer Beurteilung gebracht. Ehe aber jener Wendepunkt erreicht werden konnte, mußte sich die Geschichtschreibung vor allem von dem konfessionellen Zeitgeiste erst mehr lösen (13). Im Zeitalter Ludwigs XIV. haben in Frankreich die gelehrten Orden wie die Bollandisten (Jesuiten), besonders aber die Mauriner (Benediktiner) jene Wissenszweige geschaffen, die als historische Hilfswissenschaften auch heute noch der Erforschung der mittel-

alterlichen Geschichte und ihrer Quellen dienen (H. Hirsch; ebenda S. 3 ff.). Diese verdienten französischen Ordensmänner haben damals trotz aller konfessionellen Befangenheit, für die moderne quellenmäßig kritische Gechichtsbetrachtung schon vielfach den Grund gelegt.

Im weiteren Verlaufe zeichnet sich besonders die Geschichtschreibung des 18. Jahrhunderts durch zeitliche Befangenheit und Beeinflussung aus. Fast gleichzeitig vollzog sich diese an zwei verschiedenen Stellen: die einflußreichsten Entdecker sind auch zugleich die Vertreter für die sie kennzeichnenden Geistesrichtungen: den Aufklärern Voltaire und Robertson stehen die Vertreter der neuen romantischen Haltung, Johannes v. Müller, Justus Möser und Herder gegenüber. Die aufklärerischen Historiker des 18. Jahrhunderts sehen das Mittelalter nur durch die enge Zeitbrille als Kontrastbild. Gegenüber der antiken wie der modernen Welt erblickte man im Mittelalter fast nichts als Barbarei und Finsternis, es galt für eine Epoche der Knechtschaft unter hierarchischem und aristokratischem Joch (14). Vielfach liegt schon im Titel der aufklärerischen Werke das ablehnende Urteil, wie in Gibbons „History of the decline and fall of Roman Empire" (1776). Voltaire mit seinen geistvollen und großzügigen „Annales de l'empire" ist der Führer der deutschen Geschichtschreiber wie Johann Jakob Schmauß, Johann David Köhler, Christian Friedrich Pfeffel von Kriegelstein (15). Die päpstliche Herrschaft verdummt die Völker, um ihre Fürsten zu unterjochen. (Vergl. Voltaire: Oeuvres, Gotha Ettinger 1785, Band 17 S. 471: „C'était sans doute l'interêt de Rome que les peuples fussent imbéciles . .").

Für die romantische Auffassung gelten im allgemeinen Herders geschichtsphilosophische Schriften als grundlegend. Durch Herder ist dem Mittelalter nach den vielen aufklärerischen Darstellungen die erste eingehende Würdigung von neuen Gesichtspunkten aus zuteil geworden, auf Grund der Anschauung, die das 18. Jahrhundert als den Höhepunkt der Entwicklung Europas ansieht (16). Zwar geben Herder, Möser und Müller (Reisen der Päpste 1782) so wenig wie die Aufklärer ein geschichtlich zuverlässiges Bild des Mittelalters (17). Aber sie haben die Fesseln einseitiger nivellierender Verstandeskultur gesprengt und die Möglichkeit gegeben, in die dem 18. Jahrhundert durch die Herrschaft des Rationalismus fremd und verächtlich gewordene Vergangenheit einzudringen.

Mit wie lebendiger Teilnahme sich auch die Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts dem Mittelalter zuwandte, stets haben auch hier Voraussetzungen irgendwelcher Art das Schaffen unserer Besten bestimmt, auch wenn sie nicht müde wurden zu versichern, daß sie nach der objektiven Wahrheit strebten. „Rankes

leitende Ideen, Treitschkes Nationalitätsdogma, Droysens Auffassung vom Beruf Preußens sind vom einen oder anderen Standpunkt aus, mehr oder weniger anfechtbar; die Frage nach der Prävalenz der individual- oder sozialpsychischen Kräfte in der Geschichte ist ein Streit um Voraussetzungen (18)." Auch der Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts gelang es nicht, absolute Normen für das historische Werturteil über das Mittelalter festzulegen.

Und das Bild, das wir nun über die Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts, bedingt durch die Einflüsse der „Zeitströmungen" gewinnen, ist ebenso mannigfaltig, farbenreich, kontrastiert, bejahend wie widersprechend, verneinend, verurteilend, befangen. Die Übergänge sind zahlreich und gleitend. Zugleich erweitert sich extensiv und intensiv allmählich der Gesichtskreis: eine Art Rahmen für eine wissenschaftliche, sich auf sich selbst besinnende Geschichtschreibung für die überreiche Fülle wertvoller wissenschaftlicher Arbeit wird abgesteckt, große Historiker-Persönlichkeiten stechen hervor. Die historischen Urteile gehen auseinander, sobald metaphysische, religiöse, rationale Prinzipien, nationale, konfessionelle Interessen in Frage kommen (19). Eine Einheitlichkeit im historischen Urteil über das spätere Mittelalter wird demnach in der Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts nicht feststellbar sein.

I. TEIL.

Das Spätmittelalter in allgemeiner historischer Betrachtung.

A. Das Spätmittelalter als eigene Epoche im Lichte neuester Forschung.

Man wird nun eine geschichtliche Erscheinung, wie sie die Wandlung und Entwicklung der Geschichtsbetrachtung des 19. Jahrhunderts darstellt, nur dann richtig würdigen, wenn man sich in erster Linie das Spätmitttelalter vom Standpunkt unserer Gegenwartsbetrachtung vor Augen hält, seinen Eigenwert und Wesensgehalt feststellt, erst in zweiter Linie sie mit der des 19. Jahrhunderts vergleicht und dessen beeinflussende Zeiströmungen und Wandlungen untersucht, um daraus ein fruchtbareres Ergebnis zu erhalten.

Vor der Feststellung des eigenen Wesensgehaltes des Spätmittelalters hat sich die zünftige Geschichtswissenschaft vorwiegend mit der zeitlichen Begrenzung desselben befaßt (20). „Dabei ergab sich die Einsicht, daß die methodischen Voraussetzungen, unter denen früher diese Abgrenzungen vorgenommen wurden, logisch und sachlich nicht immer haltbar sind" (21). Nach neuester Forschung berechnet sich das spätere Mittelalter in Europa etwa von 1250 bis etwa 1500, von des letzten großen Kaisers Tod Friedrich II. (13. Dez. 1250) bis zu Luther hin. Es gibt keine scharfen Grenzjahre, sondern nur „Grenzzeiten" oder „Grenzsäume" (22). Nicht einzelne Ereignisse bestimmen das Merkmal des Zeitalters, sondern seine Leistungen. So bezeichnet E. Keyser das späte Mittelalter als das Zeitalter der „Territorialstaaten" (23).

Bis weit über die Mitte des 19. Jahrhunderts war es in der Geschichtswissenschaft üblich, das späte Mittelalter als eine Zeit des Niederganges zu betrachten, eine Auffassung, die immer bedingt ist durch die jeweiligen Zeitströmungen. Schillers Dichterworte von der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit" aus dem Gedicht „der Graf von Habsburg" und Hegels Geschichtsphilosophie der „furchtbaren Nacht des Mittelalters" (24) wanderten als summarische Urteilsfassung in die Betrachtungsweise des 19. Jahrhunderts ein und wurden zu geflügelten Werturteilen über das Spätmittelalter. Erst durch die allmähliche Verselbständigung der neueren Geschichtschreibung gegenüber dem Zeitgeiste erfuhr auch das spätere Mittel-

alter in der wachsenden Verfolgung wissenschaftlicher Ziele eine gerechte objektive Darstellung, wurde die Stellung des Spätmittelalters in der Geschichte entschieden.

Danach ist das Spätmittelalter unbedingt eine „Epoche mit eigenem Gehalt“ (25). Denn dieses späte Mittelalter war „eine Hochzeit der deutschen Geschichte“ (E. Keyser, 387). Jeder, der die Geschichte jener Jahrhunderte vorurteilslos durchforscht, findet einen erstaunlichen Reichtum an Lebenskraft, mehr Aufbau als Abbau vor. Die Leistungen des Zeitalters bezeugen keinen Verfall, sondern „regsten Aufstieg“. Sie offenbaren so eigenartige selbständige Züge, daß man das spätere Mittelalter nicht als Übergang, als Zwischenglied, sondern als „ein Hauptstück im Werden des deutschen Volkes“ betrachten muß (ebenda, 382). Nach Alfons Dopsch hat der deutsche Staat des Spätmittelalters „Großtaten gesetzt, die denkwürdig in der Weltgeschichte aufragen und die Jahrtausende überdauern“ (26). Die universalen Mächte, Kaisertum und Papsttum, müssen hinter den neu emporstrebenden Kräften, dem Landesfürstentum und den Städten zurücktreten. Ein neues deutsches Königtum auf territorialer Grundlage, eine deutsche Reichsverfassung bilden sich heraus (27). Es fehlt nicht an Reichsgesetzen und an einem Reichsrecht. Die große deutsche Kulturtat des späteren Mittelalters, die gewaltige Kolonisation und Germanisierung des Ostens, im Norden, wie in den Alpenländern war nur durch die unvergleichliche rüstige Kraft deutscher Territorialherren möglich. Noch heute ist die Entwicklung des deutschen Volkstums im Osten dadurch bis zur Gegenwart bestimmt (28). Ganz besonders ist das 14. Jahrhundert durch eine überreiche, fast unbändige Fülle neu aufstrebenden staatlichen Lebens gekennzeichnet. Geistlicher Besitz breitete sich am Rhein, der sogenannten „Pfaffengasse“ und an der Weser, am Main und an der Donau aus. „Aber kräftig bildete sich im 13. bis 15. Jahrhundert der Osten aus, wo große weltliche Fürstentümer entstanden, die durch die Art der Organisation und ihre materielle Macht dem Westen schließlich überlegen wurde. Der Kampf um die Vormacht zwischen dem Rhein und den weltlichen, östlichen Fürstentümern ist so ein Hauptinhalt der deutschen politischen Geschichte des späteren Mittelalters“ (29). Denn die Italienpolitik der deutschen Kaiser wurde nur noch gelegentlich fortgesetzt. Sie war mehr eine Frage des Prestiges, als der Lebensnotwendigkeit. Neben Deutschland und sein Übergewicht traten als gleichberechtigt die schon seit langer Zeit aufstrebenden Staaten und Völker des westlichen Europas: England, Frankreich und Spanien. Diese außenpolitische Machtbildung mußte naturnotwendig zur Begründung der Landeshoheit im Innern füh-

ren, was im Neuaufkommen eines eigenen Beamtenstandes, neuer Formen der Gesetzgebung und Finanzverwaltung beredten Ausdruck fand. Durch die Erfindung des Schießpulvers erfuhr das ganze Kriegswesen eine gewaltige Umgestaltung und trug wohl entschieden zur Verstärkung der zentralen Macht des Staates gegenüber den partikularen Gewalten bei. Eine ähnliche Umwälzung vollzog sich durch die Entwicklung des Bürgertums, das zu ungeahnter wirtschaftlicher Blüte emporstieg. Der deutsche Wirtschaftsraum erweitert sich erheblich. Die Epoche der Städtegründung vollendet den gesellschaftlichen Aufbau des deutschen Volkes (30). Ein weitmaschiges Netz von Handelsstraßen zog sich über Deutschland. Wirtschaftspolitik großen Stiles verfolgte die mächtige Hanse. Die Entstehung des Kapitalismus führte zu gewaltigen Organisationsformen und zu sozialen Umschichtungen. Im 14. Jahrhundert entscheidet sich die Machtprobe zwischen Kaiser- und Papsttum, aus welchem die staatliche Gewalt siegreich hervorgeht. Im religiösen Leben verbindet sich die auslaufende Scholastik mit der Mystik. Die Entstehung der Buchdruckerkunst verschafft dem geistigen Leben durch Wort und Schrift eine überlegene Geltung. In der literarischen Anerkennung der deutschen Muttersprache kam der demokratische und nationale Zug des Zeitalters lebendig zum Ausdruck. Der Kampf gegen das Papsttum wird weniger von der rechtlichen, mehr von der nationalen Seite geschaut. Langsam und schrittweise erfolgt der Eintritt des Neuen im Spätmittelalter. Einheitliche Geisteshaltung, großartige konsequente Ordnung, begegnet auf allen Gebieten. Diese Hinwendung zu neuen Formen und Ideen im wirtschaftlichen, sozialen und staatlichen Leben, auf geistigem, religiösem und kulturellem Gebiet ist das Selbständige im späteren Mittelalter. Wir erkennen daher das spätere Mittelalter als eine „selbständige Epoche mit eigenem, besonderem Empfinden, Denken, Wollen und Gehalt an“ (A. Bechtel, ebenda, S. 360). In der Geschichtschreibung der Neuzeit muß daher das spätere Mittelalter jenen Platz erhalten, wie ihn Antike, Renaissance und Reformation bereits einnehmen.

B. Die allgemeine Beurteilung des Spätmittelalters und ihre Wandlungen in der Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts.

Aus allen Verschränkungen und Mischformen der Geschichtsauffassung des späteren Mittelalters in der Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts lassen sich vier große historiographische Schulen herausschälen, die Ausdruck und Spiegelbild der geistigen Hauptströmungen des Jahrhunderts sind, die als Gradmesser für die je-

weilige Auffassung die große Bedingtheit der geschichtlichen Wertung durch den „Zeitgeist" zeigen.

Wie auf anderen Gebieten deutschen Geisteslebens, so beanspruchen um die Jahrhundertwende auch in der Geschichtschreibung vor allem zwei Strömungen das Feld: Aufklärung und Romantik.

1. Unter romantischer Beeinflussung.

Daß die Geschichtsbetrachtung des 19. Jahrhunderts das Mittelalter bevorzugte, daß sich hier der Wandel des geschichtlichen Bewußtseins gegenüber der Aufklärung am augenfälligsten offenbarte war überwiegend das Verdienst der Romantik (R. Stadelmann, a. a. O. 50). Unter den Feldzeichen von Antirationalismus, Antirevolution, Antiabsolutismus rückt sie gegen die Aufklärung ins Feld (31—32). Die romantische Geschichtschreibung hebt die Bedeutung des Nationalen und Volkstümlichen hervor (S. 94—98). Gegenüber rationalistischer Betrachtung wird die Abhängigkeit von allgemeinen Mächten, die spezifische Wertschätzung aller historischen Kräfte, die Totalität der historischen Erscheinungen betont. Wie stark dieser Einfluß gewesen ist zeigt sich, wenn wir uns zur Lösung unserer Aufgabe mit der „historischen Schule" der Romantiker befassen (33). Gleichzeitig neben den schwärmerischen Gestalten eines Novalis, neben den Gebrüdern Schlegel, Görres steht noch, bevorzugt durch die Stimmung des Volkes, die aufklärerische Geschichtschreibung, vertreten durch altbewährte Kämpen, wie die Gebrüder Menzel, F. C. Schlosser, Rotteck, Rühs, Luden u. a.

Der Wandlung der Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts durch den großen Einfluß der romantischen Bewegung ganz nahe zu kommen, stellen wir eingangs den romantischen Geschichtsphilosophen und Publizisten zur Betrachtung, der diese gewaltige Weltanschauungsbewegung führend verkörpert: Josef Görres.

In dem Aufsatz „Wachstum der Historie" (34) wird das Bild des Mittelalters mit poetischer Kraft gemalt: Staat und Kirche spaltet sich im öffentlichen Leben in ein Zwiefaches: in das Irdische und Überirdische. Über ihnen schwebt „ein Himmelsstaat" (S. 391). Der Papst reicht als letztes Glied auf Erden ins Unsichtbare hinüber (S. 393). Das Ungeschick und „der plumpe Ungestüm einer Reihe teutscher Kayser, die für das Große keinen Sinn hatten" hat die Idee der „großen Päpste dieser Zeit" verkrüppelt und zerstört (S. 394). Das Verderben ging natürlich zunächst „vom irdischen, von der politischen Verfassung" aus, „jenes blöde Hängen am Begriffe der Besonderheit . . jene verworrene Befangenheit . . jene ärmliche kahle Borniertheit der Deutschen" trug Schuld daran.

Und „mit der Majestät des Reichsoberhauptes mußte auch die Heiligkeit der Kirche sinken", das Kirchenreich (S. 397). Für Görres ist die Neuzeit das weltgeschichtlich verneinende Prinzip, da „der frevelnde Egoismus der Besonderheit fressend um sich griff im Organism". Im Gegensatz zum Neuen, das noch „kalt und frostig dasteht und um Liebe wirbt" schaut er „im kirchlichen Garten des Papalismus die sonnigen Wiesen der Menschheit" (S. 417). Das Spätmittelalter mit den beiden „symbolischen Ereignissen", nämlich dem Schießpulver, dieser „metaphysischen Macht" (S. 397) und mit der Buchdruckerkunst, die alle Geister mehr oder minder aus der „narkotischen Naturgewalt" riß, die sie früher umnebelte, ist die Zeit des Verfalles, des Ruins (vgl. S. 394). Viel zu vergangenheitsfromm hängt er an seinen geschichtlichen Anschauungen und rührt dem Bemühen einer universalhistorischen Deutung kaum auf den Nerv. Zu stark beengt seine romantische Auffassung sein historisches Gesichtsfeld.

Etwas Neues und Folgenreiches hat dann Friedrich Schlegel, in konsequenter Ausspinnung Herderscher Gedanken, in den ‚Wiener Vorlesungen über neuere Geschichte' (1810) über das Spätmittelalter zu sagen gewußt, indem er diesem die bisher durch „Antipathie und Rationalismus" ihm abgesprochene Stellung in der Entwicklungsgeschichte angewiesen (35). „Man schildert und denkt sich das Mittelalter oft wie eine Lücke in der Geschichte des menschlichen Geistes, wie einen leeren Raum zwischen der Bildung des Altertums und der Aufklärung der neuern Zeiten. Dieses ist aber falsch, einseitig und nicht richtig" (36). Auch bei ihm begegnet die typisch befangene Antithetik romantischer Geschichtschreibung. Das Mittelalter erscheint ihm als positives Prinzip (allerdings nur, solange ihm der göttliche Heilsplan, die alles umfassende Kirche zugrunde liegt), die Neuzeit als negatives; beide stoßen sich ab und durchdringen einander im Kraftfeld der Zukunft. So sieht auch Friedrich Schlegel im 14. und 15. Jahrhundert eine Zeit des Niederganges des deutschen Ansehens, eine Zeit der Verwilderung der Sitten und Verfassungen, da die Nationen und Staaten „nicht mehr in Gott und in der Gerechtigkeit" verbunden sind (37). Unvermeidlich steigen die „Ungeheuer der Finsternis, Anarchie und Despotismus" empor. Die politische Auflösung bedingte immer „häufigere und gefährlichere Erscheinungen" (S. 34). Die beiden großen Entdeckungen des 15. Jahrhunderts, Buchdruckerkunst und Schießpulver werden, wie bei Görres, als „schädlich und verderblich wirkend", als „unselige Erfindungen" bezeichnet (S. 36). Durch das „allzu leichte Mittel der Verbreitung nahm in Zeiten der Anarchie und Revolution die Buchdruckerkunst bisweilen etwas

von den zerstörenden Wirkungen des Schießpulvers an“ (S. 37). Ein „Weltmeer von oberflächlichen Gedanken und papiernen Mitteilungen“ war die Folge. Dem Verfall des späteren Mittelalters hat ein Halt geboten Maximilian I. Er ist „der Held, der Deutschland von Neuem zu der alten Würde des ersten Staates in Europa“ erheben sollte (38). Die Glaubensspaltung hat neue Zerrüttung über Europa gebracht (S. 377).

Bei Görres und Friedrich Schlegel begegnet dasselbe Schema in der Auffassung vom Mittelalter und Spätmittelalter: aus dem Gegensatz der eigenen Zeit heraus, die ihnen negativ erscheint, sehen sie das Mittelalter. Der Katholizismus als universelle kirchliche Erscheinung und internationale Macht findet eine ungeahnte Verherrlichung. Daher muß den Romantikern, die sich nicht aus den gefühlsweiten, aber, was Unvoreingenommenheit der Betrachtung anlangt, engen Mauern der Befangenheit, herauswagen, das spätere Mittelalter als eine Epoche des Verfalls, des Ruins, der Auflösung erscheinen. Daß dieses Bild ein falsches, unzulängliches, anfechtbares ist, spricht für die Beeinflußung dieser Art Geschichtschreibung durch den „Zeitgeist“. Viel gewonnen war dadurch, daß es zum Widerspruch und Bessermachen reizte (39).

2. Unter aufklärerischer Beeinflussung.

Die öffentliche Meinung in Deutschland fast in der ganzen ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war aber mehr durch die aufklärerische Geschichtschreibung erfüllt, die überlegen und eindrucksvoll, fundiert auf Tradition und Ereignisse eines geschichtlichen Jahrhunderts von bedeutenden Vertretern geführt wurde.

Sie arbeiten mit festen Maßstäben, die sie willkürlich an alle Erscheinungen und Personen der Vergangenheit anlegen. Ihr geschichtlicher Blick ist scharf, weitfassend, selbständig und in Wirklichkeit gar nicht sehr stark durch die Zeitbrille der Befangenheit beengt. Der „gesunde Menschenverstand“ dringt tiefer und konkreter als bei den abstrakten Romantikern in die Materie selbst ein und versucht Charakterstärke aus der Historie zu ziehen. Freilich hindern ihre strengen, nur rationellen Maßstäbe eine sorgfältige unbefangene Prüfung der Quellen, das „selbstlose Sichhineinleben in fremde Gedankenkreise“ wie es Gustav Wolf kennzeichnet (40). Sie ermangeln fast ausnahmslos der erforderlichen Liebe zu Einzelstudien und entleeren in gewissem Sinne das geistige Leben. Dafür tritt die ethische Forderung der „Tugend“ auf. Die Zeit des Mittelalters gliedert sich deutlich in zwei Teile: in die Zeit der Umnachtung, Auflösung und des Verfalles, als welches das hohe

Mittelalter, die Zeit der päpstlichen Herrschaft angesehen wird, und in das späte Mittelalter, in welchem die Aufklärung die Keime überall beginnenden Lebens und Aufstieges erkennt; also umgekehrt wie bei den romantischen Geschichtschreibern. Beide Ansatzpunkte haben sich erst, wie wir im Verlaufe der uns beschäftigenden aufklärerischen Historiker feststellen können, langsam entwickelt und sich dabei ständig gegenseitig wie auch im Austausch mit romantischen und anderen Aktzentuierungen (Hegel, Kant) beeinflußt.

So urteilt Friedrich Rühs in seinem ,Handbuch des Mittelalters' (Bln. 1816, Einl. 3 ff.). Das Spätmittelalter enthält „die Keime, aus denen die neue Welt hervorgegangen ist; ihre Verfassungen, Gesetze und Sitten können nur durch Kenntnis der Zeiten verstanden und begriffen werden, worin ihr Ursprung zurückfällt. Es ist die Aufgabe der Geschichte, eine gegebene Zeit in ihren eigentümlichen Beziehungen so aufzufassen und darzustellen, wie sie war. „. . . dann wird man nicht länger dem Vorurteil Raum geben, dessen Nichtigkeit schon in seiner Allgemeinheit begründet ist, als ob die Zeiten des Mittelalters nur das traurige Schauspiel tiefer Erniedrigung, wilder Roheit, eines allgemeinen Verfalles darbieten . . ." Könnte eine bessere Formulierung und Rechtfertigung als diese gefunden werden? Unbefangen und unbekümmert um die eigene Geistesrichtung erkennt Rühs (S. 6): „Die Geschichte des Mittelalters ist lange teils vernachlässigt, teils in einem unhistorischen Geiste behandelt worden; warum sollte man sich nach Voltaires verwerfendem Ausspruch um die barbarische Geschichte barbarischer Völker bekümmern?" So gelangt Rühs zu einer bejahenden gerechten Anerkennung des Mittelalters. „Wie sehr wir auch die Vorzüge unserer Zeit anerkennen mögen, so müssen wir nie vergessen, daß auch das Mittelalter die seinigen hatte, daß die unbedingte Verachtung desselben nur aus Unkunde und Dünkel hervorgeht" (S. 873). Erstmalig können wir die positive Wertung des Spätmittelalters verzeichnen. Allerdings spricht auch aus ihm der „zeitgemäße" Freiheitsgeist der Befreiungskriege, wenn er es „höchst erfreulich" findet, daß überall das Streben hervortritt „freie Verfassungen zu gründen und zu sichern" (S. 865). „Frei schlugen und fühlten die Herzen dieser Menschen, überall sah man es ein, wo überhaupt Verfassungen waren, daß ihre Grundlage Teilnahme des Volkes an der Verwaltung sein müsse". Rühs kommt schließlich zu dem Ergebnis eines Jahn, Schenkendorf, daß „ohne Verfassung kein Staat denkbar" sei. „Unter dem belebenden Einfluß der Freiheit blühten auf dem kargsten Boden, unter dem rauhesten Himmel Wohnplätze für glückliche Menschen empor" (S. 866). Rühs weiß auch die Erfindungen des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst

zu schätzen und spricht von dem „Wohlstand" der Epoche des späteren Mittelalters, der sich im Bürgertum, im Handel offenbart (S. 870).

Mit aufklärerischer Kurzsichtigkeit beurteilt noch C. A. Menzel, der Verfasser der vielleicht volkstümlichsten „Geschichte der Deutschen" (Bd. 4, Bresl. 1818, 207—216) die Zeit des Mittelalters, wovon er sagt: „es war überhaupt eine Zeit des Elends und der Trübsal, eine Zeit wilder Gewalt und Frevels, in welcher die Starken der Schwachen nicht schonten, weder aus Liebe noch aus Furcht". Überall sieht er nur Auflösung. Die Rolle, die das Papsttum dabei spielt, ist eine ungeheuer jämmerliche; das Kaisertum als solches ist im Reiche nur noch Name und Bild (Bd. 7, S. 1 f.). „Kaiser- und Papsttum scheinen als hohle Formen eines entflohenen Weltgeistes stehen geblieben zu sein" (S. 288). Hingegen sieht Menzel Bedeutsames im Spätmittelalter in der Ausbildung neuer Staats- und Lebensformen, in der Entwicklung des fürstlichen, städtischen und ländlichen Daseins, in den Genossenschaften, „in denen der Geist der Gemeinsamkeit seine Zuflucht sucht" (S. 2). Bürgertum und die Hanse dünken ihm „groß". Buchdruckerkunst und Schießpulver scheinen ihm als zwei „Werkzeuge" bestimmt und geeignet, „eine neue Gestaltung des Regiments und des Glaubens mächtig zu fördern und eine lange Reihe neuer Herrschaften und neuer Erkenntnisse ins Dasein zu rufen" (S. 288).

Ein anderes Kind des 18. Jahrhunderts und der in demselben maßgebenden Anschauungen ist F. C. Schlosser, ein stiller Gelehrter (41). Schlosser vertritt kein politisches System. Er will an der sittlichen Hebung des Menschengeschlechts arbeiten. Kants Moralbegriffe sind ihm Richtung. Sie wendet er auch in der Untersuchung der Geschichte auf die einzelnen Persönlichkeiten an. Im eigentlichen Sinne ist er daher auch kein Demokrat. Denn sein Moralurteil traf die unteren Stände mit derselben Schärfe wie die oberen (vgl. Fueter, S. 412). Unter seiner Leitung erschien die ‚Weltgeschichte für das deutsche Volk', bearbeitet von G. C. Kriegk, (Frankfurt 1842 ff.). Die Freiheitskriege und Märztage beeinflussen neben aufklärerischen Charakteristiken seine Meinung über das Spätmittelalter, die eine durchaus negative, verurteilende ist. „Verwirrung und Mangel an Recht und Gerechtigkeit hatten den höchsten Grad erreicht und der Zustand des unglücklichen Landes glich völlig dem von Kurdistan. Gewalt galt überall vor Recht" (VIII, 151). „Städte, Fürsten, Herren und Ritter mußten untereinander Bündnisse gegen ihre eigenen Landsleute schließen, wenn Sicherheit auf den Landstraßen und ein Schein von Ordnung bestehen sollte."

In echt aufklärerischer Aufzeichnung bezeichnet Schlosser das Femgericht, ein Überrest der unabhängigen Gaugerichte in Westfalen, in ihrem Ursprung als „ein notwendiges Übel“, weil es bestimmt war, „den zu fassen und zu töten, den die ohnmächtigen Gerichte der einzelnen Staaten nicht erreichen konnten“ (S. 152). Trotz aller Roheit, Barbarei und Kriegswut findet Schlosser aber auch, ohne sich des Widerspruches bewußt zu sein, „überall Charakter, Kraft und Energie des einzelnen“ (S. 161). Leise klingen dabei aufbegehrende, rückhalt- und leidenschaftslose Märzrevolutionstöne mit, wenn er dann weiterfährt: „Kurz, wir gewahren im Mittelalter alles das, was durch die Zivilisation und Zentralisation der neueren Zeit erstickt und verflacht worden ist, denn systematische Verwaltung, Ordnung, Polizei und Vormundschaft der Regierung fördern die Behaglichkeit, das Wohlleben und die Genußsucht, und schläfern dadurch jede höhere Regung der menschlichen Natur ein“ (S. 161). Beschränkte Urteilsfähigkeit verrät Schlosser, wenn er sagt: „Die herrschende Unordnung und die zunehmende Verwicklung der Verhältnisse wurde insbesondere auch durch den Umstand gefördert, daß neben den geistlichen und weltlichen Fürsten auch die Städte eine große Bedeutung erhalten“. Dazwischen findet sich die unrichtige Äußerung, daß die Geschichte in Deutschland im 14. Jahrhundert ihr lateinisches Gewand behielt, statt als Muttersprache national zu werden (S. 215). Für die Philosophie des Mittelalters bezeugt er keinerlei Verständnis (S. 227). Umso nützlicher erachtet er es, durch Anführung der „nackten Tatsachen“, der katholischen Kirche, dem Papsttum mit seiner „angemaßten“ Gewalt und damit der „reaktionären“ Romantik mit Frische eins auszuwischen. Denn zeitgemäß gesprochen, ist der „gelehrte, grübelnde, schwärmende Deutsche“ noch viel zugeneigt, aus „gesetzlichen Bestimmungen und geduldigen Pergamenten, aus Reden und Briefen der Geistlichen, aus Gedichten und Liedern, sowie aus gerichtlichen Handlungen und Formen jener Zeiten“ sich ein „romantisches, ideales, theoretisches Mittelalter zu schaffen, welches nie und nirgend gewesen“ ist (S. 138). Im übrigen spätmittelalterlichen Europa sieht er nur eine „sonderbare Mischung von Recht, Gewalt und Religion“ und den „Widerstreit bürgerlicher, ritterlicher, pfäffischer und monarchischer Interessen“ (ebenda).

Ohne Frage besitzt Schlosser nicht die seelische Beweglichkeit, ein objektives Bild des Spätmittelalters zu sehen: alles wird geschaut durch die enge Zeitbrille des rationalistischen Denkens, das von dem Kontrast nicht loskommen kann, da man von falschen Voraussetzungen ausging.

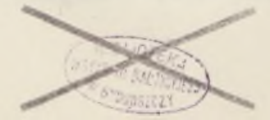
Mehr in und für die Öffentlichkeit wirkte der Zeitgenosse Schlossers, Karl von Rotteck, der Führer der Liberalen im badischen Landtag. Bereits im Vorwort seiner „Allgemeinen Geschichte“ verkündigt er sein Programm, das schon durch die ganze Fassung zeigt, wes Geistes Kind er ist: „Allerdings ist die Geschichte eine reiche Quelle von Kenntnissen; aber hierdurch wird nur die Hälfte ihres Wertes bestimmt. Sie soll auch aufs Gefühl. und auf den Willen wirken, die moralische Kraft erhöhen, Liebe zur Tugend und Haß des Lasters geben und Begeisterung zu großer Tat“ (42). Rotteck will mithin nicht die Geschichte als solche darstellen, sondern sie als Mittel zur Bildung eines Werturteils und zwar nach der Geistesrichtung, die er jahrzehntelang als seine Lebensaufgabe betrachtete, der Aufklärung und des durch die französische Revolution in neuem Aufschwung erstarkenden süddeutschen Liberalismus, anwenden (43). Sehr klar fallen uns in der neunbändigen „Allgemeinen Geschichte v. Anfang der historischen Kenntnis“, die von 1812 bis 1867 über fünfundzwanzig Auflagen erreichte, die beiden Hauptansatzpunkte aufklärerischer Geschichtschreibung ins Auge: das „nachtumhüllte“ in „finsterer Barbarei, Aberglauben und Wildheit“ (44) liegende hohe Mittelalter und das wie der „aufsteigende Morgen eines langersehnten Tages, wie der verjüngende Frühling“ erwachte Spätmittelalter, in dem die Keime „einer besseren Ordnung der Dinge“ schlummern (VI, 9 u. V, 219). Der erhebende Eindruck, welcher durch die Majestät so vieler Kirchen entsteht, wird bald wieder getilgt durch „die Spuren des blindesten Aberglaubens, . . durch den Fetischdienst, durch Spuren der Mönchstyrannei in unterirdischen Kerkern und Marterkammern“ (V, 1, 2 ff.). Mit aufklärerischer Verbittertheit und Kurzsichtigkeit wendet er sich gegen die Päpste, die er die Tyrannen der europäischen Könige, die Gebieter der Christenheit nennt, und die oft nur die „Schlachtopfer einiger Herren von Adel, der Spott oder das Erbarmen der römischen Weiber“ waren (S. 318). Mit dem Maßstabe der Menschenwürde und Menschenrechte erklärt er das System der hierarchischen Lehre in den Büchern der Kanonisten und ihre siegreiche Verwirklichung für „kläglich, bemitleidenswert“, die Entrüstung herausfordernd. Aus „ewig giltigen“ Gründen, unter dem „weitstrahlenden Lichte“ der philosophischen Aufklärung und Wissenschaft wendet er sich gegen die Hierarchie (S. 318—319): denn die napoleonische „Soldatendespotie“, worunter die Zeitgenossen seufzen, ist auch der Grund der vielen Apologien des Papsttums. (!) Noch atemwarm vom Hauche französischen Revolutionsgeistes, klingen die leidenschaftlichen, liberal-aufklärerischen Worte: „Nur eine vom Volke selbst ausgehende Gewalt, eine eingeborene und ihrer Natur nach getreue, kann seine Freiheit

verbürgen. Nicht in Priestermacht, nicht in Adelsmacht, nur in reiner Volkskraft, in Volksfreiheit ist Heil fürs Volk" (S. 320). Kaum hatten sich die Völker den Mühseligkeiten und Gebrechen eines „völlig rohen" Zustandes entwunden, und schon sanken sie unter der Last des feudalistisch aristokratischen und hierarchischen Joches zusammen: „sie mußten die allerschwersten Bürden tragen, und dabei aller Segnungen der bürgerlichen Gesellschaft oder der veredelten Humanität entbehren". Hierarchie und Lehenswesen sind nach Rotteck die Schwerpunkte, um die sich alles dreht und welche als „die herrschenden Mächte" des Zeitalters, dessen „allgemeinen Geist in bürgerlicher, religiöser, wissenschaftlicher und sittlicher Beziehung" gebieterisch bestimmen (S. 17). Denn das Hauptübel im späteren Mittelalter war, daß das „Volk die Freiheit verloren hatte, ja, daß ein wahrer Rechtszustand durchaus fehlte" (S. 18). Die Zwingherren (Adeligen) konnten nach Willkür durch einheimische Fehde das Land verwüsten und willkürlich mit den ihnen preisgegebenen Gemeinen verfahren (S. 19). Nicht anders die Hierarchie: sie hat zwar vielfach durch heiliges Ansehen die Wut der Leidenschaften besänftigt, aber sie hat auch Leidenschaften aufgeregt, „heilige Kriege" entzündet, und „ist nicht weniger dem Unrechte als der Gerechtigkeit hilfreich" gewesen. Das Schwerste, was der Aufklärer Rotteck der Kirche vorwerfen kann: daß sie sich gegen die Volks- und Menschenrechte verbunden hat! Politischen Zeitgeist verrät das Folgende: die Armut lähmte die Volkskraft. „Ohne Kenntnis der feineren Genüsse, geduldig der Not hingegeben, ohne Sicherheit des Eigentums, wie der Person, wie hätten die Menschen betriebsam, gewerbefleißig den Handel liebend sein können?" Der „Rost der rauhen Sitten" ward so von Jahrhundert zu Jahrhundert dichter. Wieder ist es ein rein aufklärerischer Begriff, die Tugend, das „kostbarste eigentümlichste Kleinod" jener Zeiten, die er als einziges positives Moment wertet: „nur die Tugenden, welche natürlich dem ungebildeten Zustande der Not entkeimen, veredelt durch die himmelan leitende Christuslehre, blieben sichtbar und machten sich Bahn" (S. 19). Mit ihrem Erscheinen glaubt er „eine langsam heraufkommende Morgendämmerung" zu spüren. In der Chevalerie, im „fröhlichen Aufkommen" des Städtewesens sieht er die Ursachen, die zu neuem Geistesblick veranlaßten. Sie milderten „die Roheit des Zeitalters" und bilden die Brücke zu dem „geselligeren, genußreicheren, feineren Ton der neuen Zeit". Ein „schöner, vielfach erfreulicher, zu den herrlichsten Hoffnungen berechtigender Zeitraum", das Spätmittelalter beginnt nun, das nach „langem Schlafe oder nach langer Gefangenhaltung" zum „erneuten, kräftigen Wirken" wiedererwacht (VI,9). Die beiden Hauptmächte, Lehenswesen und Hierarchie, hatten

durch die Übertreibung ihrer Herrschaft die Grundfesten selbst gebrochen. Die „Freiheit" wirkte nun fort! Die Freiheit ist es, die die Arbeitslust und den Reichtum hervorrief, die Neigung und Mittel zu feineren Genüssen, die den Wohlstand vermehrte. Dergestalt, daß bald allenthalben „Handel, Wohlstand, Freiheit, Aufklärung, Staats- und Gemeindepolizei liberalere Grundsätze und feinere Sitten sich wechselseitig unterstützten, . ." (VI,10). So erscheint diesem Aufklärer die ganze Epoche des Spätmittelalters als ein Zeitraum in „fortschreitender vielseitiger Entwicklung und Bildung". Buchdruckerkunst und Schießpulver sind die „gesegneten" Erfindungen.

Als den ‚Letzten der großen Aufklärer' (45) ziehen wir nun ob seiner überragenden Bedeutung keinen eigentlichen Historiker, sondern einen Philosophen, den genialen Systematiker Hegel in den Rahmen unserer Arbeit. Freilich wäre es verwegenes Unterfangen, den Philosophen Hegel schlechthin als ‚Aufklärer' abstempeln zu wollen. Zu kolossal ragt er über seine Zeit hinaus. Wir beschäftigen uns hier mit dem Geschichtsphilosophen Hegel, (46) den wir in seiner Stellung zur eigenen Gegenwart, in seiner Überzeugung vom Fortschritt in der Weltgeschichte durch die absolute Vernunft, von der Herrlichkeit der eigenen Zeit, in seiner historischen Stellungnahme gegenüber dem Mittelalter, in seiner schroffen Ablehnung alles ‚Romantischen' als Aufklärer erkennen. Nüchtern ist die Einschätzung des Mittelalters. Vom 11. Jahrhundert entwirft er ein außerordentlich düsteres Bild, spricht von der schmachvollen Zersplitterung jener deutschen Jahrhunderte als der „furchtbaren Nacht des Mittelalters", die noch dazu „namentlich in letzter Zeit gern deutsche Freiheit genannt worden" seien (47) und urteilt zusammenfassend in folgender Weise: „So widersprechend, so betrugsvoll ist dieses Mittelalter, und es ist eine Abgeschmacktheit unserer Zeit, die Vortrefflichkeit desselben zum Schlagwort machen zu wollen" (S. 840/845). Unverkennbar hat Hegel die Geschichtschreibung bis auf unsere Tage durch sein philosophisches System des konsequenten Prinzips der Dreiteilung, des sogenannten triadischen Rhythmus, der überall im Lebens- und Weltenprozeß den Widerspruch als treibendes Moment erkennt, beeinflußt und angeregt. Hegels geschichtsphilosophische Idee ist der Triumph der Vernunft, der Aufklärung.

Aus dem Hintergrund der beiden hier behandelten historiographischen Schulen, der Romantik und der Aufklärung, tritt die überragende Gestalt Leopolds von Ranke hervor (48). Nicht mit vorbedachtem Entschluß, mehr durch Zufall und spät





hervortretenden inneren Drang, als durch zielbewußtes Streben ist er auf dem Umweg über theologische und klassisch-philologische Studien der historischen Wissenschaft zugetrieben worden (49). Zweifel und innere Kämpfe bestimmen die Entwicklung der ganz und gar im Religiösen verankerten Persönlichkeit Rankes. Der berühmte Vorsatz „Gott in der Geschichte zu erkennen“ und die „heilige Hieroglyphe“, die sein Erscheinen in der Welt bedeutet, zu enträtseln, klingt seit den frühesten Briefen deutlich durch (S. W. 53/54, 1820, S. 89—90). Je tiefer Ranke in sein sachliches Werk hineinwächst, umso fester wird sein Glaube. Vor sich das Ziel der Erkenntnis des Ewigen geht er unbeirrt seinen Weg. Seine Zukunft als Historiker ist schon nach dem Erscheinen seines ersten, mit begeistertem Beifall aufgenommenen Werkes entschieden. Danach schreibt er in einem Briefe an seinen Bruder Heinrich am 17. Februar 1825: „Ich suche gewiß die Wahrheit und nicht den Wahn: ich suche die Wahrheit mit allen Kräften: ich bin der Allgegenwart Gottes gewiß und meine, man könne ihn bestimmt mit Händen greifen. Ich bin gegenwärtig in einer Stimmung, daß ich mir tausendmal schwöre, mein ganzes Leben in Gottesfurcht und Historie zu vollbringen“ (50). Diese Worte, die er am Morgen seines erwachenden Lebens an Gott richtete, bezeugen die gleiche kreatürliche Demut und Seligkeit der Gotteskindschaft, wie das Gebet, mit dem der neunzigjährige Greis sich vor dem Throne des Einen und Dreifaltigen neigte (51). Rankes geistige Existenz ruhte auf religiösem Fundament. Die meisten Darstellungen von Rankes Leben — (so auch Herman Oncken: Aus Rankes Frühzeit, Gotha 1922 S. 81 oben und Helmolt in seiner Biographischen Darstellung über Ranke) — heben mit Recht den „tiefen Einklang“ von Rankes Schicksal hervor. In der Tat scheint der Historiker Ranke sich nicht gewandelt zu haben; die „Weltgeschichte“ des Neunzigjährigen ruht auf denselben Voraussetzungen wie die „Geschichten der Romanisch-germanischen Völker“ des Achtundzwanzigjährigen. Man kann daher von einer nennenswerten Entwicklung des H i s t o r i k e r s Ranke nicht sprechen. Wenige Gestalten in der Geschichte des europäischen Geistes haben die Welt so ausschließlich unter einem Aspekt gesehen wie Ranke. In ihm verzehrte der historische Erkenntnisdurst alle anderen Antriebe: der Wunsch ‚sein Selbst auszulöschen‘ um ‚nur die Dinge in ihrer reinen Gestalt‘ erscheinen zu lassen, zu zeigen ‚wie es eigentlich gewesen‘ hat durch Ranke fast sprichwörtliche Bedeutung erlangt und Schule gemacht. An sich war die Forderung Rankes, daß der Historiker die ursprünglichen Quellen aufzusuchen habe, daß er die Ereignisse objektiv ohne Voreingenommenheit betrachten müsse, keineswegs neu. Hatte doch kein Geringerer als Niebuhr in dieser

Richtung bereits bahnbrechend gewirkt. Neu war vielmehr die meisterhafte Zusammenfassung der Einzelzüge zur Darstellung, die Einordnung unter die „leitenden Ideen“, die universalhistorische Betrachtungsweise, die die Erkenntnis von der gegenseitigen Durchdringung und Berührung der historischen Fragen offenbarte, das „Mitgefühl, die Mitwissenschaft des Alls“. Ranke machte mit seinen Werken, die sich auf diesen Grundsätzen aufbauten, weit über die Grenzen Deutschlands hinaus Schule. Noch heute sind alle anderen historiographischen Bestrebungen von der Ranke'schen Richtung in den Hintergrund gedrängt; die hervorragendsten Geschichtsforscher Englands, Frankreichs, Italiens sind von ihm beeinflußt.

Kraft der Fähigkeit seines Genies ragte er über die romantische und aufklärerische Geschichtschreibung seiner Zeit weit hinaus. Bald zeigte sich denn auch, daß jene sich mit den historischen Forderungen Rankes nicht vertrugen. Der reiche Geist Rankes umspannte allmählich autonom das Feld der Geschichtswissenschaft. Aber, daß auch der „König der Historiographie“ (52) von dem Geiste seiner Zeit beeinflußt worden ist, wurde bisher noch nicht grundlegend dargestellt. Bekannt ist bisher nur die Untersuchung von Gerhard Masur für das Beispiel der „Weltgeschichte“, worin dieser auf die Rolle hinweist, die der Humanitätsidee für den Entwurf dieses Werkes zugeschoben werden muß (53). Wir wollen versuchen, im Rahmen unserer Arbeit den Nachweis für die religiöse, konfessionelle Abhängigkeit Rankes inbezug auf Mittelalter und Spätmittelalter zu liefern.

Mit tiefer Andacht deutet Ranke das Mittelalter als die große Vorschule des gebildeten Europas. Der „kriegerisch-priesterliche Staat“ hält die mittelalterliche Völker-Staats- und Kirchenwelt zusammen. Das Papsttum ist gleichsam das romanische, das Kaisertum das germanische Prinzip. Doch das Papsttum emanzipierte sich zuerst vom Kaisertum, um sich über dasselbe zu erheben. Die Absichten des Papsttums sind imperial. Es verbindet sich mit den großen Vasallen, dem europäischen Adel. Die Kreuzzüge sind großartiger Ausdruck seiner Weltherrschaft. Die Kirche bildete in ihrer Vereinigung von Religion und Herrschaft, von Priester- und Rittertum, Poesie und Kunst ein glänzendes, aber ein drückendes Ganze, an dessen Spitze der hohe Priester stand und alles beherrschte, gegliedert wie ein gotischer Dom (W. G. IX, 25. 113). Die Kreuzzüge geben dem gesamten Abendlande ein starkes Gefühl der Einheit. In ihnen erkennt Ranke die Bildner des Städtewesens, das Rittertum, die Belebung des Verkehrs. Nach der hierarchischen Epoche löste sich im 14. und 15. Jahrhundert die

Einheit des Staates und der Kirche auf; die weltlichen Tendenzen kommen zur Geltung.

Es ist wie eine Bestätigung für Rankes Kontinuitätslehre und universalhistorische Auffassung, wenn er zusammenfassend über das Mittelalter sagt: „. . die tausendjährige Epoche (5—15. Jahrhundert), die wir das Mittelalter nennen, besitzt unerschöpflichen universalhistorischen Gehalt". (S. 5). Die Gründe der Auflösung sieht Ranke nicht in dem fortwährenden Streit zwischen den geistlichen und weltlichen Mächten, sondern in dem durch das Schisma hervorgerufenen Gegensatz der verschiedenen Nationalitäten. Und schon ist Ranke mit überraschendem Urteil, das offensichtlich seinem religiösen Gefühl entgleitet bei der Hand: „Ich weiß nicht, ob ein vernünftiger, durch keine Vorspiegelungen der Phantasie verführter Mann ernsthaft wünschen kann, daß dieses Wesen sich so unerschüttert und unverändert in unserem Europa verewigt hätte, ob der echte, die volle Wahrheit ins Auge fassende Geist dabei emporkommen, die männliche, der Gründe ihres Glaubens sich bewußte Religion dabei hätte gedeihen können" (D. G. 1389,I, 164). Hier tritt klar die konfessionelle Abhängigkeit Rankes von der eigenen Weltanschauung zutage. Zu tief und subjektiv wurzelt das Religiöse in Ranke. Mit besonderer Liebe und Hingabe malt er die kirchlich-religiöse Entwicklung. Im Vergleiche hierzu erscheint das weltliche Element gedämmt zu sein. Zwar spricht Ranke noch vom Spätmittelalter als der „Macht gewaltiger Persönlichkeiten", (S. 65) allein man harrt vergeblich auf deren Schilderung in diesem großen Aspekt. Es mag das auch daran liegen, daß Ranke mehr zu vornehmer Zurückhaltung in politischen Urteilen neigt, daß sein Streben mehr auf die einheitliche Zusammenfassung der verschiedenen Erscheinungen gerichtet ist, die er mit Meisterhand impressionistisch skizziert und malt. Beachtenswert ist die Feststellung, daß auch Ranke vom ‚Zeitgeiste' nicht unbeeinflußt geblieben ist: konfessioneller Gegenwartsmaßstab und philosophische Beengung seines Gesichtskreises durch die Humanitätsidee (Masur), der Einfluß Herderscher und Hegelianischer Gedanken dringen unbewußt auch in die ‚objektive' Feder des ‚Klassikers' Ranke, wie ihn Helmolt am Schlusse seiner Biographie nennt. Freilich ragt Ranke diesbezüglich hoch über die frühere und zeitgenössische Geschichtschreibung hinaus. Mit Ranke haben wir bis jetzt die höchste Stufe der Geschichtsbetrachtung erreicht. Seine Art Geschichte zu sehen und zu schreiben, mußte ja schließlich ihre letzte Ergänzung und Vollendung in der Anschauung aus dem Leben selber finden. In der Erkenntnis dessen findet er auch die goldene Formel, die er in den dreißiger Jahren schon niederschreibt: die Historie muß unter der Einwirkung der jeweiligen Tendenzen der Zeit, immer

wieder „umgeschrieben" werden. Denn fügt er hinzu: „Würde man sie ohne den Impuls der Gegenwart überhaupt studieren?" (54)

3. In Abhängigkeit von politischer Zeitströmung.

Inzwischen hatten sich in der Stille, in den Tagen enttäuschter Hoffnungen, welche dem Wiener Kongreß folgten, tiefere Wirkungen vorbereitet. Seit 1819 betrieb Freiherr vom Stein die Begründung einer für die geschichtliche Auffassung grundlegenden Sammlung mittelalterlicher Geschichtsquellen: die Monumenta Germaniae Historica. Im April 1820 hatte im Turmzimmer seines Schlosses bei Nassau die folgenreiche Unterredung mit dem jungen Heinrich Pertz stattgefunden (55). Stein wollte hierbei die Doppelaufgabe, einen echt wissenschaftlichen Wert, in reiner objektiver unanfechtbarer Feststellung des Geschichtsstudiums und ein politisches erzieherisches Ziel erfüllen, „um den Geschmack an deutscher Geschichte zu beleben, ihr gründliches Studium zu erleichtern, und hierdurch zur Erhaltung der Liebe zum gemeinsamen Vaterland und dem Gedächtnis unserer großen Vorfahren beizutragen" (56). Für die weitere Entwicklung der Geschichtswissenschaft wurden die Monumenta von größter Bedeutung. Allmählich erschienen auf ihrem Plane, in ihrem Schatten Persönlichkeiten, die das tot aufgespeicherte Material zu neuem Leben erweckten, einen großen Aufschwung der Geschichtswissenschaft herbeiführten. Diese Männer waren aber unter anderen politischen Eindrücken und Voraussetzungen herangewachsen als Ranke. Fast schienen sie ihn eine Zeitlang in dem Einfluß auf die öffentliche Meinung und allgemeine Bildung zu verdrängen. Wohl hatte der Altmeister die allgemeine Lehre aufgestellt, sich in der Politik von der Schablone willkürlicher Lieblingsideen und Parteirichtungen zu befreien, nur aus den geschichtlichen Entwicklungsbedingungen zu lernen. Die jüngere Generation hingegen wollte in und für die Gegenwart erzieherisch wirken. In dem Streit um die Einigung Deutschlands muß die Geschichte als Lehrmeisterin herhalten. Ihre Führer standen selbst leidenschaftlich mitten im politischen Leben. Das eigentliche Gebiet der geschichtlichen Forschung im engeren Sinn des Wortes wird die Politik (57). So geht die Entwicklung der Historiographie von dem Rankeschen Ideal universalhistorischer Kontemplation hinweg zur politischen Historie: an jene Generation, die das Erbgut der Rankeschen Methode weitertrugen, aber ganz der tätigen Durchsetzung und Bewältigung der staatlichen Aufgaben des nationalen Lebens diente. Ihre bedeutendsten Vertreter sind etwa Mommsen, Sybel, Giesebrecht, Treitschke. Sie sind alle stark auf praktisch-politische Wirksamkeit eingestellt. Ihre geistige Art und

die ihrer zahlreichen Verwandten und Zeitgenossen erkennt man am besten in der Verbindung von politischgeschichtlichen Interessen mit künstlerischer Fähigkeit der Darstellung und Charakteristik (58). Angespornt wurde die politische Geschichtschreibung zudem noch durch „die unvergleichliche Zeit der nationalen Wiedergeburt und Befreiung" (Sybel, a. a. O. 346). Das Neue liegt in der veränderten Stellung des Autors zum Staate. In ihr kündigt sich die ‚neue Epoche der Geschichtschreibung' (S. 358) an: das Bewußtsein der Nation, die „größere Klarheit und intensivere Kraft des nationalen Gefühls, die praktische Mäßigung und eingehende Sicherheit des politischen Urteils, positive Wärme und freier Blick in der sittlichen Auffassung" (S. 357). Ranke bleibt nicht unangetastet, denn „auch heute ist es noch niemand, der Geschichte schreibt gelungen, sein Selbst völlig auszulöschen und nichts reden zu lassen, als die Dinge an sich", ja die politische Geschichtschreibung wird, „wenigstens bei eingehenderer Darstellung niemals eines romanhaften Zuges entbehren" (59). Trotzdem behauptet wieder Giesebrecht, daß die Geschichtswissenschaft unbeirrt um jegliches Parteileben ihren Weg ginge, daß sie „ihrem Streben nach objektiver Wahrheit und Unparteilichkeit treu geblieben" (60).

Inmitten der tiefen Ermüdung, die auf das Sturmjahr von 1848 folgte, wurde die Aufmerksamkeit wieder von der unbefriedigenden Gegenwart zur reicheren Vergangenheit hingelenkt. Hinzu kam die sozialistische Bewegung, die durch die Februarrevolution neue Anregung gewann. Hatte man bisher geglaubt, diese als Schwärmerei einiger halb verrückter Theoretiker zur Seite schieben zu können, so ward man durch die ungeheuren Massenerscheinungen und deren Streben, sich der offiziellen politischen Gewalt zu bemächtigen, eines anderen belehrt. So gewann auch diese Richtung auf die Geschichtschreibung Einfluß (61). Die Massen betätigten sich politisch. Die Geschichtschreibung begriff, daß es nicht anginge, diese in der Geschichte außer Acht zu lassen. Durch diese realistischen Erscheinungen bestand die Aufgabe der Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts auch darin, den Einfluß derselben auch in der Vergangenheit nachzuweisen (Vgl. S. 530 ff). Jn den Jahren von 1848—1870 entstanden eine Reihe Werke, welche wissenschaftliche Vertiefung und sorgfältige Quellenbenutzung nach der Meister Methode mit großer Wirkungskraft verbanden. In ihrem Einfluß auf die politische Volksbildung übertrafen sie sogar die Werke Rankes. Der beherrschende Gesichtspunkt, unter wechem diese Historiker arbeiten, ist die Überzeugung, eine bestimmte politische Richtung mit der natürlichen objektiven Geschichtsauffassung zu verschmelzen. Welcher Art diese Richtung war, und in welchem Maße ihre Absichten erfüllt wurden, wird sich in der Verfolgung ergeben.

a. Negative Beurteilung des Spätmittelalters unter rein politischen Gesichtspunkten.

Obwohl nicht in unsere Reihe gehörend, müssen wir doch kurz Giesebrecht nennen. Vermittelst seiner „Geschichte der deutschen Kaiserzeit", deren erster Band 1855 erschien, hat er in hohem Maße auf die Vorstellungen und Deutungen vom deutschen Mittelalter gewirkt und die Zeitgenossen stark beeinflußt (62). Die Darstellung der Vergangenheit erhielt bei ihm ihre Färbung durch Gegenwartswünsche und Zukunftshoffnungen. In einer Zeit der Schwäche ersehnte er die Wiederbelebung einer starken, kriegstüchtigen Reichsmacht: sein monarchistisches Herz schlägt für die Hohenzollern; bezeichnend, daß er sein Werk Friedrich Wilhelm IV. zueignete. „Bei ihm gibt es nur eins: die Kaiser sind die edlen, herrlichen Vertreter der deutschen Einheit und Größe" (63). Das schlug durch. Das liberale, nach Kaiser, Nation und Reich lechzende und wohlhabende Bürgertum ergötzte und weidete sich an dieser einseitig beleuchteten Kaiserherrlichkeit. Das Spätmittelalter liegt aus diesem Grund der politischen Geschichtschreibung ziemlich fern. Wenn sie sich ja mit ihm beschäftigt, dann eben nur im Sinne einer Übergangsepoche voll Finsternis und Barbarei. Was wir daher in den allgemeinen, damals zahlreich auftauchenden „Geschichten des deutschen Volkes" nicht finden, müssen wir in Landesgeschichten, in Einzeluntersuchungen entdecken. Denn vor allem diese übernahmen unter dem Einfluß des Zeitgeistes ungeprüft, die befangene und verfälschende Geschichtsauffassung der Führer. Jedes Land, jedes Fürsten-, Herzogtum, das kleinste Ländchen, jede Stadt entdeckte auf einmal unter dieser alles überflutenden politischen Geschichtsdarstellung das historische patriotische Herz, zahlreiche Fürsten-, Landes-, Heimat- und Stadtgeschichten entstehen. Hinter aller Betrachtung steht das Vaterland, die neugewonnene Reichseinheit. Mit unbändigem Nationalismus wurde davon Besitz ergriffen. Die politische Geschichtschreibung konnte sich nicht genug in immer wiederkehrenden kraftvollen Äußerungen tun. Wie könnte es anders nach den gewaltigen politischen Ereignissen der damaligen Situation sein, die das Erregende an sich hatte, daß ihr Denken noch bestimmte, was aus ihr werden sollte?

Ganz in den Spuren Giesebrechts schreitet E. F. Souchay. Früher Mitglied des Frankfurter Senats, betätigt er sich nach seinem Rücktritt als politischer, historischer und juristischer Schriftsteller. Mit seiner „Geschichte der deutschen Monarchie von ihrer Erhebung bis zu ihrem Verfall" (Frankf. 1861) wendet er sich an die „Gebildeten der Nation". Schon der Titel deutet darauf hin, weß

Geistes Kind er ist. Eine umständliche Vorrede führt uns gleich in den Kernpunkt des Ganzen: „Wer das Vaterland liebt, der verweilt gern bei den Zeiten, als es groß, mächtig und blühend war; aber er fragt sich zugleich: wodurch es gesunken und endlich, ob die Hoffnung vorhanden ist, daß es wieder hinansteigen könne? Denn nur diese Hoffnung erhebt über den traurigen Eindruck, welchen die deutsche Geschichte der letzten Jahrhunderte hervorzurufen geeignet ist". „Ganz ungesucht" drängt sich ihm dann die gesperrt gedruckte Bemerkung auf; Deutschland war groß, mächtig und blühend, „solange und insoweit, als die deutsche Monarchie eine Wirklichkeit war. Es sank in allen vergangenen Zeiten in eben dem Verhältnis herunter, als die deutsche Monarchie schwächer wurde, und am tiefsten, als Kaiser und Reich nur ein leerer Wortschall waren." Köstlich darauf die unbefangene Frage, die er sich vorlegt: „Ist das Glas, womit er (der Geschichtschreiber) die Quellen betrachtet, immer rein? Gehört er nicht selbst zu einer Partei, oder fühlt er sich etwa zur Vertretung gewisser Interessen verpflichtet?" Über die mittelalterlichen Könige äußert er: „Diese deutsche Monarchie bestand eigentlich nur noch, um sich selbst zu vernichten." (III, 1862, S. 181). Die Fürsten und das Papsttum kommen naturgemäß, wie im allgemeinen bei den frühpolitischen Historikern, schlecht weg: sinnen sie doch Tag und Nacht auf nichts anderes, als das Königtum, das Reich zu zerstören: „Die deutsche Monarchie und gemeine Freiheit gründlich zu stürzen und eine Gewalt der Fürsten und des Adels an ihre Stelle zu setzen, war das allgemeine Bestreben in den herrschenden Kreisen jener Zeit" (S. 264). Mit liberalen Worten wendet er sich gegen Papsttum und Kirche, insbesondere gegen den Mißbrauch des Ablasses: „die Ursache, warum dennoch diese Mißbräuche nicht mit Unwillen und kurzer Hand von der Nation abgeschafft wurden, lag darin, daß sie von einem Teile und zwar von dem damals mächtigsten Teile der Nation mit hervorgerufen und befördert wurden. Freilich konnte die christliche katholische Kirche recht gut ohne jene Mißbräuche fortbestehen — aber einerseits nicht die apostolische Kammer, und andererseits nicht das Ränkespiel, der Ehrgeiz und die Geldsucht des hohen deutschen Adels" (ebenda, b. S. gesperrt!). Ablehnend äußert er sich deshalb über das Spätmittelalter, das „mehr eine Zeit der Leiden" war, und in dem „das nationale Gedeihen in seinem großen Aufschwung" gehemmt war.

Es fehlt in diesen Ausführungen das Verständnis für das alte Wesen. Zu schwer lastet der engherzige „neue Geist". Zwar ist man kritisch eingestellt, aber in der Verallgemeinerung von Einzelfällen erkennt man zu deutlich die Bedingtheit geschichtlicher Anschauung. Auf die Zustände selbst wird wenig Gewicht gelegt.

Alles kreist um den nationalen Gedanken, um die Verherrlichung der Monarchen, wodurch die Zeit wachgerüttelt werden soll. —

Heißer Atem des Tageskampfes weht in den Werken von Heinrich von Sybel. Ein kleines Werkchen: „Die deutsche Nation und das Kaiserreich" (Düsseldorf 1862), als Replik in dem ‚Kaiserstreit' mit Giesebrecht gedacht, eröffnet uns seine Anschauungen über das Spätmittelalter. Seine Forderung für die Zukunft, ein nationales deutsches Kaisertum unter Führung Preußens anzustreben, klingt darin deutlich an. Das Wirken der Kaiser stellt er als ein für Deutschland verhängnisvolles dar, Deutschland trat aus seiner „Kaiserzeit" in völligem Bankrott, in „politischer Anarchie" hervor (vgl. S. 73/74). Es gab nur noch den Namen eines Reiches, aber eine wirksame Staatsgewalt existierte nicht mehr. Die leitenden Fürsten boten die Krone aus, um sich für ihre Wahlstimme „goldene Handsalben" entrichten zu lassen (vgl. S. 73). Das politische Gefühl bedingt auch Sybels Geschichtsauffassung: „In dem größten Kontraste mit diesem Verfalle der politischen Form stand die schwellende Lebenskraft des nationalen Gehalts". Es erwies seine praktische Kraft in der Entfaltung der Gewerbe und des Handels, welche für zwei Jahrhunderte Deutschland an die Spitze der handeltreibenden Völker Europas setzte. Immer entschiedener findet Sybel anerkennende Worte für die „Anarchie" des Spätmittelalters. Neben dem wirtschaftlichen Aufblühen wimmelt das Reich im 14. Jahrhundert von „Associationen" der verschiedenen Art: so der Landfriede, die Bündnisse der Städte gegen die Fürsten, die mächtige Gesellschaft der Hanse, die zahlreichen stets wechselnden Bündnisse der Fürsten, der immer fester zusammenschließende Verein der Kurfürsten (vgl. S. 78). Alle diese Einigungen scheinen dem Politiker Sybel „in unaufhörlicher Bewegung, anwachsend, zerfließend, neu emporstrebend" (S. 79). Neben diesem steht aber die Macht der Hierarchie, welche die Ausgelassenheit der Sitten hervorrief. Widerstreitend verfängt er sich zum Schlusse wieder erheblich in den politischen Polypenarmen, indem er zu erkennen vermeint, „daß bei aller Verschiedenheit der Zeiten, der Formen, der Mittel, die Tendenz der nationalen Entwicklung dieselbe war, welche auch im 19. Jahrhundert die nationale Partei verfolgt" (ebenda).

Mit Genugtuung verzeichnen wir bei Sybel die in der Hauptsache positive Anerkennung des Spätmittelalters. Auch die Fürsten erfahren eine etwas glimpflichere Beurteilung.

Die Reihe der Namen, die im Folgenden aufgeführt wird, ist erfüllt durch die mächtigen Ereignisse von 1866 und 1870/71.

Die Ideologie des historisch-politischen Denkens eines halben Jahrhunderts, „das deutsche Kaisertum" war wieder hergestellt. Die Wirkungskraft der politischen kleindeutschen Historiker hatte sich als dauerhafter und nachhaltiger erwiesen. Nach der verzehrenden Begeisterung legte sich allmählich das Feuer. Gesättigt, überwältigt von anderen Fragen, die ihre Lösung heischten und gegenwartsfreudig wandte man sich vorübergehend von der Betrachtung des Mittelalters ab. Bei alledem ist aber die politische Geschichtschreibung des Mittelalters, und dies bis zur unmittelbaren Gegenwart, eine vor allem nationalgesinnte, deutschtümelnde geblieben. Der ‚Politismus' rankte sich im Zeitalter des Wortes von „Blut und Eisen" stolz empor (64). Andere Geisteswissenschaften und Ideen, naturwissenschaftliche Erkenntnis, realistische und kulturhistorische Anschauungen dringen in die Geschichtswissenschaft ein und beeinflussen sie (1860 erscheint zum erstenmal Burckhardts „Kulturgeschichte der Renaissance in Italien"!). Liberale, soziale und materielle Anschauungen machen sich breit. Auch in die Geschichtsauffassung vom Mittelalter schleichen sie sich ein, erlangen jedoch wenig oder keine Bedeutung. Charakteristisch für die Entwicklung, die zu zeichnen versucht wird, ist, daß das Spätmittelalter verhältnismäßig kurz behandelt wird. Ja, man muß sogar mühsam in Einzeluntersuchungen die allgemeinen Äußerungen über das Spätmittelalter suchen. Denn spärlich sind die allgemeinen Darstellungen darüber. Die allgemeingültige Auffassung über dasselbe ist eine durchgehend negative. Sie fundiert eben auf der engen politischen tendentiösen Basis, die wissenschaftlich ungelöste Fragen offen läßt, sie nur nachlässig behandelt. Große Namen und Leistungen lassen sich vorerst nicht verzeichnen.

Einige Jahre nach der Reichsgründung erscheint Sigmund Riezler zuerst mit einem Spezialbeitrag zur Geschichte der Kämpfe zwischen Staat und Kirche (65). Auf die Frage, warum sich das 14. Jahrhundert in unsrer Geschichtsforschung keiner besonderen Pflege erfreue, antwortet er bündig, das mittelalterliche Leben habe in diesem Zeitabschnitt „seinen Höhepunkt überschritten". Papsttum, Kaisertum, Rittertum, die Mächte in denen das mittelalterliche Leben seinen hervorstechendsten Ausdruck fand, liegen „im Verfall" oder doch „jenseits ihrer Blüte". Das Jahrhundert findet er arm an Persönlichkeiten „wie kein anderes". Widerspruchsvoll begegnet dann die Formulierung: Das 14. Jahrhundert ist die Zeit eines langsamen, oft verborgenen Aufstrebens der selbständigen Nationalitäten und der selbstbewußten Staatsgewalt, des mächtigen Bürgertums und der unabhängigen Wissenschaft, (Einl. VII), welch letztere er aber sogleich als diejenige bezeichnet,

„die nichts fruchtbares Neues geschaffen hat“ (S. 131). Schwach findet er die deutsche Zentralgewalt. Bei den Fürsten rügt er den Mangel an nationalem Sinn (vgl. S. 14). Eine Ergänzung erfährt Riezlers Anschauung über das Spätmittelalter durch sein bedeutendstes Werk, der „Geschichte Baierns“ (66). Vor allem tritt die breitere realistische Darstellung, das Eingehen auf soziale Zustände zutage. Zwar ist das Spätmittelalter eben nur eine „Übergangsperiode“ (S. 252). Doch schlägt er in diesem Werk einen durchwegs wärmeren Ton an. Das ausgehende Mittelalter ist nicht mehr ausschließlich die Periode des Verfalls. Das Städtewesen mit seinem gebildeten Laienstand, der Territorialstaat mit seinen Beamten erscheinen ihm sogar als ‚neuemporringende Mächte‘. Großes Interesse bekundet Riezler für die Entwicklung der Landeshoheit, für die ‚regere Tätigkeit‘ der Landesgesetzgebung. Das ‚schöpferische Prinzip‘ des politischen und sozialen Lebens legt er im „Einungswesen“ fest, dessen wichtigste Bildung die Städte sind. Sie bedeuten das „Wahrzeichen fortgeschrittener Kultur“. Wie im Staatlichen, so glaubt Riezler auch im Kirchlichen auf „reges Leben und mannigfaltigere Neuerungen“ zu stossen. Ungern bekennt er, daß „die sittlichen Mächte im Klerus und die Gesundheit der inneren kirchlichen Zustände jener Zeit“ im Rückgang begriffen sind. Gegen Reichtum und weltlichen Handel erhebt er den Vorwurf, den „religiösen Geist in der Kirche“ erstickt zu haben (vgl. ebenda). —

Augenscheinlich ist die Wandlung in Riezlers Anschauung unter dem Einfluß der naturwissenschaftlichen und kulturhistorischen Entwicklung. Breit, realistisch wird auch des sozialen, geistigen und kirchlichen Lebens des ausgehenden Mittelalters gedacht. Die Widersprüche verschwinden allmählich zugunsten einer zurückhaltenderen Betrachtungsweise, die nach dem ablaufenden Verrauschen der gewaltigen Ereignisse ernüchternd um sich greift.

In ein rein politisches Horn bläst Mathieu Schwann mit seiner dreibändigen ‚Illustrierten Geschichte von Bayern‘ (Stuttgart 1890), die er ‚zum Heile Deutschlands, zum Heile Bayerns‘ schreibt. Für ihn erweckt ein Blick „auf Deutschland in der damaligen Zeit, den Eindruck einer vollkommenen Zersetzung“ (II, 213). „Nirgends zeigt sich ein Ziel, welches das Land von der furchtbaren Last seiner militärischen Kräfte zu befreien geeignet wäre“ (ebenda). Patriotisch tönen die Worte: „Die kriegerischen Elemente, zu groß, um sich in eine ruhige Entwicklung zu fügen, sind dennoch zu schwach, das Volk und seine offensiven Kräfte von neuem zu wecken und mit sich fortzureissen“ (ebenda). Aus dem Kraftgefühl des miterlebten Zeitereignisses sind seine Ansichten über das spät-

mittelalterliche Kaisertum zu verstehen, die sich durchaus im Schatten der Gedankenwelt Giesebrechts bewegen: das Kaisertum des ausgehenden Mittelalters ist für Schwann „ein Kaisertum der Theorie", ein „lebloses Gespenst", das nur die „alten erstarrten Formen" noch zeigt, dessen „ausgedörrter Odem aber kein flammender Blutstrom mehr lebendig durchpulst" (S. 366). An anderer Stelle schimpft er es verächtlich einen „entseelten Leichnam" (S. 383).

Undenkbar für Schwann sein politisches Zeitgefühl zu dämmen, es nicht auf die Vergangenheit zu beziehen: „Einstens sank die Freiheit des deutschen Volkes durch die Opfer, welche es der politischen Macht und Größe des Vaterlandes und seiner Herrschergeschlechter brachte. Jetzt mit dem Fall dieser politischen Macht stieg es empor, in dieser allgemeinen Tätigkeit kräftigte sie sich und empfing die Mittel zur Erhaltung und Steigerung eines frei gewordenen Lebens. Das Bürgertum erringt Siege durch seine überlegene Kultur, durch seinen Fleiß und seine Ausdauer! In dem allgemeinen Aufschwung des Nationalen liegt die siegende Kraft" (S. 384). Realistischere Färbung schleicht sich ihm bei der Darstellung sozialer Verhältnisse ein, die er aber ebenfalls zeitbedingt mit dem Gegensatz „furchtbare Not" und „reiche Verschwendung" ohne jegliches soziales Verständnis erschöpft.

Nachteilig machte sich die einseitig politische Schule in den Studien der angehenden Historiker bemerkbar. Gerade in den zahlreichen Dissertationen jener geschichtlich reichen Zeit finden wir — wie das im II. Abschnitt dieser Arbeit näher ausgeführt wird — das dankbarste Feld für unsere Überschau. Um ein Schulbeispiel zu nennen, ganz willkürlich herausgewählt: ‚die Reichspolitik des Erzbischofs Balduin von Trier' von Julius Friesack (Diss. Göttingen 1893). Zeitbedingt ist das Urteil über das Spätmittelalter. „Deutschland als staatlicher Begriff bietet das Bild des Zerfalles, des Auseinanderstrebens der Kräfte" (S. 1). Es herrscht keine höhere Gewalt, sondern nur rücksichtsloser Wettkampf in der Gewinnung von staatlichen Hoheitsrechten. Herhalten müssen die Fürsten. Sie sind die Schuldigen. Durch ihre habgierige fürstliche Territorialpolitik überwuchern sie jegliche Neigung einer Reichspolitik, ersticken dadurch jegliche nationale Regung in ihren Keimen (S. 2). Durch ihre eigennützige Politik trieben sie das Königtum auf den Weg der Begründung der Hausmacht, wodurch den Königen häufig das höhere Interesse am Reiche verloren ging (vgl. S. 2). Die Reichsidee lebte nur in den Köpfen der Staatstheoretiker und gutherzigen Idealisten, wie Lupuld von Bebenburgs.

Ähnliche Bedingtheit spricht aus der, übrigens in der Bibliothek deutscher Geschichte erschienenen ‚deutschen Geschichte im Ausgang des Mittelalters‘ von Viktor von Kraus (67): „Die deutsche Geschichte des ausgehenden Mittelalters ist die Geschichte des Zerfalles und der Zersetzung auf sittlichem, religiösem und staatlichem Gebiete. Dem warmblütigen Deutschen überkommt bei der Betrachtung der damaligen Zustände das Gefühl tiefer Beschämung. Wer diesem Geiste kleinlicher Rechthaberei und selbstmörderischer Zuchtlosigkeit in Stadt und Land näher tritt, dem liegt die bange Frage nahe, ob das deutsche Volk trotz aller Schicksalsschläge der späteren Jahrhunderte die Folgen dieser Erdübel endlich doch schon ganz überwunden habe“. Am treffendsten gilt für diese Betrachtungsweise wohl das Wort Goethes: ‚Das ist im Grund der Herren eigner Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln.‘

b. Allmähliche Abkehr von politischer Bedingtheit: der realistische, naturwissenschaftliche und kulturhistorische Einfluß.

Als einer der ersten, der die Bedingtheit der politischen Geschichtschreibung erkannt und zurechtwies, der den reellen Fortschritt in der Geschichtswissenschaft nur im Anschluß an Ranke aufrecht erhielt (68) ist der Österreicher Ottokar Lorenz zu nennen, ein Gelehrter der unbedenklich zu den geistvollsten Geschichtschreibern des 19. Jahrhunderts, zu den „historischen Denkern“, wie er selbst einmal anderweitig sagt, zählt (69). Lorenz geistige Entwicklung war die eines durchaus selbständigen Kopfes. Tiefere Anregung erfuhr er mehr von dem Wiener Philologen Bonitz und von dem Herbatianer Lott. Dem letzteren widmete er auch seine ‚deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert‘. Wenn diese auch, schon damals in manchen Einzelheiten bestritten, heute als überholt anzusehen ist, so war das Werk doch für jene Zeit eine überaus wertvolle Leistung. Daß das Werk unvollendet blieb, lag an dem, heute noch fühlbaren Mangel an guten Editionen der Quellen des 14. Jahrhunderts. So führt es nur bis 1293, dem Jahre der Königswahl Albrechts von Österreich.

Eine Lücke auszufüllen, schrieb Lorenz 1870 im Anschluß an Wattenbachs die früheren Perioden des Mittelalters behandelnden Werk, „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter“ (70). Mit erstaunlich selbständiger Kritik wandte er sich gegen die politische Geschichtschreibung: „Indem man sie zuweilen zur unmittelbaren Trägerin von Richtungen des politischen Lebens machen möchte, steckt man ihr eigentlich sehr beschränkte Grenzen und macht sie, indem man sie ihres selbständigen Charakters entkleidet, vielmehr

zum Vehikel gewisser Parteianschauungen und Tagesmeinungen von sehr vorübergehendem Werte, sie sinkt zur dienenden Magd der Politik herab" (Einl. VII).

Ihm erscheint die Hauptaufgabe des Historikers „in unbefangener Hingebung an die historischen Tatsachen und Erscheinungen viel mehr neue Schleußen der Erkenntnis zu eröffnen, als in advokatischem Geiste für gleichsam schon vorher fertige Ideen und Meinungen zu arbeiten" (S. VIII). Er übernimmt auch nicht einfach wie die anderen politischen Epigonen die traditionellen Anschauungen von staatlichen und kirchlichen Mächten. Aufgrund gründlicher kritischer Analyse will er den „inneren Zusammenhang der Begebenheiten aufsuchen und die Gesetze des geschichtlichen Werdens bloßlegen". Schon in der bestimmten Wahl seines Stoffes, des Spätmittelalters, unterscheidet er sich von den kleindeutschen politischen Geschichtschreibern, denen dieser Zeitabschnitt des 13. und 14. Jahrhunderts ob ihrer politischen Befangenheit fern lag. Für die vorliegende Untersuchung ist daher das Werk Lorenz, seine ‚deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert' — von welcher Fueter sagt, sie gehört „zu den besten Leistungen deutscher Geschichtschreibung im 19. Jahrhundert" — von besonderer Bedeutung. Lorenz behandelt zum erstenmal das 13. und 14. Jahrhundert für sich. Schon an dem kritischen Maßstab, den er dem Werke vorausschickt, ist zu erkennen, daß er dieser bisher von der politischen Geschichtschreibung nur lässig und verächtlich behandelten Zeitepoche eine gerechtere kritische Beachtung schenken wird. Darin liegt vor allem für unsere Gesichtspunkte der Fortschritt. So ist er bestrebt nur Quellenfundiertes aufzunehmen. Der Politik verstattet er keine Einwirkung auf die historische Erkenntnis über das ausgehende Mittelalter. Rankesche Grundsätze sind ihm Vorbild. Ins Auge stechend ist seine realistische, politisch abgeklärte Darstellung, die ohne jegliche patriotische Überschwänglichkeit die einzelnen Punkte scharf und kritisch beleuchtet. Größere Aufmerksamkeit schenkt er der Entstehung und Ausbildung der Einzelstaaten und Fürstentümer. Bezeichnend ist sein scharfer Antiklerikalismus, im Vergleich zu den preußischen Historikern, der ihm auch in Wien nach dem Sturze der Verfassung zum Verhängnis werden sollte und ihn bewog, den durch das Wohlwollen des Herzogs von Coburg an ihn ergangenen Ruf nach Jena anzunehmen. Dem Dogma vom Nationalstaat macht er entschieden Opposition. Mit der vorsichtigen Abwägung der Urteile über das Spätmittelalter ist der Versuch der Synthese gemacht. Die Geschichte des 13. und 14. Jahrhunderts wird zwar nicht zu den glänzendsten Epochen gerechnet, aber sie verdient volle Beachtung in dem wechselvollen Aufstreben der territorialen Gewalten.

Im Zusammenhang dieser Erscheinungen liegt ein bedeutender Fortschritt deutscher Einheit und gemeinsamer Verfassung. Trotz der großen territorialen Zerfahrenheit ist eine wesentliche Hebung und Verbesserung der Reichsverfassung vor sich gegangen (D.G. I, S. IX—XI). Gewaltig ist der Trieb des deutschen Volkes, die Grundlagen späterer Einheit zu schaffen: seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bildet sich in Deutschland auf den Trümmern des durch die Päpste gestürzten weltbeherrschenden Kaisertums eine enger abgegrenzte, aber den nationalen Bedürfnissen in mancher Beziehung mehr entsprechende föderative Verfassung aus. Das „kurfürstliche Direktorium" und das durch dasselbe „beschränkte Königtum" stehen an der Spitze. Erst in den Kurvereinen und im Reichsgesetz der goldenen Bulle sieht Lorenz den Abschluß dieser Entwicklung, welcher dadurch von bleibender Wichtigkeit erscheint, „daß der seit dem 13. Jahrhundert usurpierte Einfluß der römischen Kurie auf das Reich und die Kaiserwahl durch diese Festsetzungen rechtlich beseitigt worden ist" (S. X). Neben diesen Tendenzen des Fortschritts stehen die „Elemente der Hemmung", die er in dem Spiel der Kräfte zwischen königlicher Hausmacht und Unabhängigkeit des kurfürstlichen Direktoriums und der übrigen Reichsstände erkennt. „Eine reelle Ausgleichung der gegenseitigen Rechte und Ansprüche hing von den Machtverhältnissen und der politischen Einsicht der einzelnen Teile ab" (S. IX). Die Gesichtspunkte dieser „merkwürdigen zerfahrenen und doch von großen Antrieben nicht ganz entblößten Zeit" liegen in dem steigenden Bewußtsein des „nationalen Ganzen, in der Bedeutung, welche die Glieder in der Gesamtverfassung anstrebten, in dem Wachstum und der politischen Geltung der Städte und ihrer Bünde" (S. XI). Die inneren Zustände der einzelnen Länder sind kräftiger entwickelt als vordem, die territoriale Entwicklung Deutschlands bezeichnet in vielen Richtungen ein gesünderes Staatsleben als dasjenige der vorhergegangenen Epoche (S. 49). Den Abschluß der Entwicklung zeichnet Lorenz mit tiefem Blick: auch nach dem Sturze des Kaisertums und trotz der römischen Politik ging das Reich als solches nicht zugrunde, sondern trat nur in eine andere Daseinsform, um nach einer besseren und vollkommeneren zu streben (vgl. S. 50).

Jedenfalls ist mit Lorenz der einseitige beschränkte politische Standpunkt aufgegeben. Von einem ausgesprochenen Verfall des Spätmittelalters ist keine Rede mehr. Durch die quellenkritische Darlegung der aufstrebenden Kräfte im ausgehenden Mittelalter ist ein Schritt vorwärts getan. Seine Art Geschichtschreibung ist noch politisch, aber abgewogner, leidenschaftsloser, prägnanter im Ausdruck. Die realistische Manier streift die politische Befangenheit fast vollkommen ab.

Eine Ergänzung, in manchem auch eine andere Meinung bietet Karl Wilhelm Nitzsch (71). Er geht nicht wie Lorenz seine eigenen Wege. Im allgemeinen folgt er den durch Niebuhr und Ranke vorgezeichneten Bahnen, wie dies schon der Titel seines Erstlingswerkes: ‚Polybius. Zur Geschichte antiker Politik und Historiographie' besagt (Kiel 1842). Auf Grund dieses erhielt er ein Staatsstipendium, welches ihm erlaubte, seine Studien auf römischem Boden fortzusetzen (72). Über kritische Vorarbeiten und Monographien kam er nicht hinaus. Nach seinem Tode veröffentlichte sein Schüler Georg Matthäi sein bedeutendstes dreibändiges Werk, mit dem wir uns hier zu beschäftigen haben, die „Geschichte des deutschen Volkes" (Lpz. 1883 u. 85, 2. Aufl. 1892). In erster Linie sind es die rechtwirtschafts- und sozialgeschichtlichen Vorgänge, denen Nitzsch seine Beachtung schenkt. Die politische Geschichtschreibung hat diese bisher fast vollkommen ignoriert. Einer fortgeschrittenen Auffassung konnte sie nicht mehr genügen. Durch die entstehenden Massenbewegungen wurde die Geschichtschreibung genötigt, sich anders zu orientieren. Der historische Blick richtete sich von nun an auf das gesamte Volk, auch auf die konkreten und realen Bedürfnisse. Regressiv wandte man sich auch der Vergangenheit zu. Die aufblühende soziologische und national-ökonomische Wissenschaft trug diesen Anforderungen bereits Rechnung. Riehl ließ seine einzelnen Aufsätze erscheinen. Mit offensichtlicher Unterschätzung der geschichtlichen Bedeutung des staatlichen Lebens und der führenden Persönlichkeiten setzte er sich für das niedere Volk ein (vgl. Merzdorf, S. 90 ff.). Auch auf Nitzsch übte das Anschwellen dieser realen Strömungen seinen Einfluß aus. „Im Gegensatz zur liberalen und politischen Historiographie hielt er an dem fruchtbaren Gedanken Mösers und Niebuhrs fest, daß der politischen Entwicklung wirtschaftliche Veränderungen zugrunde liegen" (Fueter a. a. O. S. 472). Aus diesem Grunde bekämpfte Nitzsch jeden Versuch, „die Verfassungsgeschichte aus dem Zusammenhang mit der allgemeinen historischen Entwicklung loszureißen" (Merzdorf, S. 109). Mit derselben Berechtigung erklärte er, daß „der Zusammenhang zwischen Wirtschaft und Recht im Mittelalter enger denn irgendwo ist", daß „hier mehr als irgendwo sonst die äußere Geschichte der Nation, die ihrer Verfassung und ihrer großen Geschäfte, sich wesentlich einander bedingen" (vgl. S. 9, 10). In der organischen, nicht in der mechanischen Eingliederung dieser wirtschaftlichen Vorgänge liegt das Verdienst, die grundlegende Bedeutung, welche Nitzsch gerade auch für unsere Überschau beanspruchen kann (73). Die Hauptfrage, von der Nitzsch ausging, war: woher stammen die lebendigen Kräfte, denen das Leben jener Zeit Ursprung, Antrieb und Nahrung verdankt? Woher die Traditionen

des Handwerkers, der Zünfte? Woher die Beziehungen des Handels, welche späterhin in der Hansa dem deutschen Kaufmann Weltgeltung verschaffen sollte? Worauf beruht im letzten Grunde die Verschiedenheit der deutschen Verfassung von der der übrigen europäischen Völker? Nicht aus politischen Ursachen war dies zu erklären. Wie Karl Marx, so schlußfolgert auch Nitzsch nur auf die aus der Eigenart des deutschen Landes sich ergebenden wirtschaftlichen Zustände des Volkes. Diese Auffassung ist neu, originell und überraschend; gegenüber der Giesebrechtschen politischen Geschichtschreibung ist diese reale nüchterne und objektive Forschungsart ein großer Fortschritt (74). In der Tat weist Nitzsch auf das „Nebeneinander zweier verschiedener Richtungen" hin, welche das halbe Jahrtausend unserer Geschichte vom Untergang der Staufer bis zur Auflösung des alten Reichsverbandes umfaßt: die innere positive und die negative, welche sich durchkreuzen. „Der Verfall der obersten Reichsgewalt und der Reichsverfassung auf der einen, die Ausbildung städtischer Republiken und territorialer Fürstentümer auf der anderen Seite geben diesem Zeitraum seine Signatur". Sozialwirtschaftlich ausgedrückt unterscheidet diese Periode „das selbständige Auftreten und der politische Einfluß des deutschen Bürgertums" ebenso bestimmt von der vorhergehenden, einer „ganz überwiegend bäuerlich-kriegerischen Kultur", wie von der folgenden, „der vorherrschenden Bildung der fürstlichen Höfe" (D. G. S. 143).

Aber auch den Druck geographischer und wirtschaftlicher Verhältnisse, den Einfluß sozialer Klassen und allgemeiner innerer Strömungen sucht er zur Geltung zu bringen. So beobachtet er in den deutschen Stadtrepubliken „den Trieb zur Konföderation". „Mit Hilfe dieser Konföderationen haben sich die deutschen Städte drei Jahrhunderte lang als eine den Fürsten ebenbürtige Macht behauptet, ohne sich von der Lehensfassung erdrücken zu lassen" (S. 155). Anders, wie die politischen Geschichtschreiber, wohltuend ernst, bedauert Nitzsch, daß, während sich im Westen die einzelnen Stände der Nationen in der Not eines endlosen Krieges einander näherten, in Deutschland die „schärfere Ausbildung der ständischen Gegensätze" und damit die „Zersetzung der nationalen Interessen" unaufhaltsam fortschritt (S. 203). Anerkennend spricht er dann von der bürgerlichen Blütezeit: „Wunderbarerweise hat sich die materielle Kultur in Deutschland trotz der wachsenden politischen Schwäche damals zu steigender Blüte entwickelt". Breite Zeilen widmet er, immer unter wirtschaftlichem und sozialen Aspekt stehend, den Massenbewegungen im späteren Mittelalter, wie sie bei der Kolonisation des Ostens auftauchten. Alles Gesichtspunkte, die vollkommen neu erscheinen, da sie neu gesehen werden. „Be-

trachtet man dieses lange, heftig bewegte und resultatlose Hin- und Herfluten der ritterlichen Massen im Norden und Süden, so verdient es unsere höchste Beachtung, daß die übrigen Stände der Nation trotz ihrer scheinbaren politischen Passivität von dieser kriegerischen Bewegung nicht erdrückt und überflutet werden, sondern sich auf ihrer alten politischen und wirtschaftlichen Basis vollkommen behaupteten" (S. 233).

Erstmalig vernimmt man Zuverlässiges über den bisher verächtlich oder in falschem Lichte oder überhaupt nicht behandelten Bauernstand: „Die günstige und stabile Stellung des Bauernstandes bildete auch für die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts noch immer vielleicht den eigentümlichsten Grundzug der deutschen Verhältnisse. Man darf dabei mit in Anschlag bringen, daß der Abfluß der bäuerlichen Kräfte nach den Kolonisationsgebieten die Bedeutung der zurückbleibenden erhöhte" (S. 235). Bürgertum und Adel werden gestreift. Den Grund, warum die damalige politische Bedeutung der Städte ihrer sonstigen Entwicklung nicht entsprach, legt Nitzsch in der unseligen Spannung fest, die zwischen den herrschenden Geschlechtern und den Zünften bestand.

Kolonisatorisch betrachtet, hat sich der niedere deutsche Adel am weitesten ausgedehnt. Er ist nach verschiedenen Richtungen vorgedrungen. Am festesten nahm er seine Stellung in Preußen durch den deutschen Orden ein, der in Verbindung mit den arbeitenden Kräften des Bürger- und Bauernstandes eine „der wunderbarsten administrativen Aufgaben glücklich gelöst hat" (S. 251). Das „Pfaffenfürstentum" und der „hohe Adel" haben für die „deutsche Kultur so gut wie nichts" getan (ebenda). Das gesamte deutsche Fürstentum steht „wie festgefroren" in den Formen der alten Lehensverfassung, es bewegt sich in den Interessen vergangener Jahrhunderte: „während sich die unteren Klassen über halb Europa ausbreiten, arbeitet sich das Fürstentum ab im Kampfe mit dem Papsttum, in dynastischen Entwürfen, Kämpfen und Wahlintriguen" (ebenda). Sachlich und klar ist, was Nitzsch über das Kaisertum im ausgehenden Mittelalter zu sagen weiß: „An keinem Institut der deutschen Verfassung haben sich die verschiedenen Phasen der nationalen Entwicklung so scharf und kenntlich abgeprägt, wie am Kaisertum" (S. 249). Denn es umgab sich mit den alten erstarrten Formen, es war nicht imstande, auf die Kirche Einfluß zu gewinnen, noch die ritterlichen Kreise der Nation um sich zu vereinigen. „Die alte Reichsidee war gesprengt, aber es gab keine durchgreifend neue". Man sieht in wie scharfsinniger und fein beobachtender Weise hier die entscheidenden Tatsachen der deutschen Verfassungsgeschichte, das Kaisertum, die Stände, mit rein wirtschaftlichen sozialen Momenten in Verbindung ge-

bracht werden. In diesen großen Rahmen hat Nitzsch dann auch eine Reihe kleinerer Bilder über die Entwicklung einzelner Berufsarten, über die verschiedenen Seiten des Handels, Verkehrs und Gewerbes hineingezeichnet. Mit liebevoller Sorgfalt geht er der Erscheinung des Zunftlebens nach.

Daß eine so eigenartige Erscheinung wie Nitzsch auf der einen Seite Bewunderung, auf der anderen mannigfachem Widerspruch ausgesetzt war, liegt auf der Hand. (Merzdorf berührt diese Punkte in seiner Arbeit eingehend.) Was für die Verfolgung unserer Darstellung maßgebend, ist die völlig neue Schau, die die Geschichtschreibung hier dem ausgehenden Mittelalter widmet. Zum erstenmale werden heute noch geltende Ansichten (Kolonisation des Ostens) geboten. Sind auch seine Kombinationen auf Grund des dürftigen Quellenmaterials manchmal falsch, wesentlich ist die fortschreitende, von der einseitig politischen Geschichtschreibung langsam bewußte Abrückung zu realerer Betrachtungsweise. Neu ist die Verquickung mit wirtschaftlichen und sozialen Momenten, der Mut zu schöpferischer Synthese. Daß er gerade in diesen Punkten von dem Geiste und den Anschauungen seiner Zeit stark beeinflußt ist, liegt an der lebhaften Anteilnahme, mit welcher er den Ereignissen und Fragen seiner Gegenwart folgte. Gleichwohl gehört Nitzsch zu denjenigen Männern, welche nach Mommsens Meinung „die Geschichtswissenschaft noch in Niebuhrs Sinn als ein Ganzes betrachten".

Die spätere Geschichtswissenschaft hat sich der realistischen und entwicklungsgeschichtlichen Auffassung Nitzschs immer mehr genähert (Merzdorf, S. 115). „Nitzsch wird Vorkämpfer, Wegweiser für eine Entwicklung, die seit den neunziger Jahren immer mächtiger anwachsend, die Forderung nach großzügiger Synthese auf ihre Fahne schreibt" (S. 44). Ihre bedeutendsten und energischsten Vertreter sind Eduard Meyer, Lamprecht und Kurt Breysig.

Die Gründe liegen in der extensiven Erweiterung des Daseinsraumes, den die wirtschaftlichen Kämpfe im inneren und äußeren Leben der Staaten erfüllen, in der Verwandlung der politischen Parteien zu wirtschaftlichen Interessengruppen. Gesteigertes Ausmaß nimmt der Welthandel durch den Aufschwung der Technik an, und der dadurch verschärfte wirtschaftliche Konkurrenzkampf. Nach den westlichen Vorbildern (in Frankreich: Toqueville, Taine, in England: Macauly, Smith und Buckley) versucht auch in Deutschland die naturwissenschaftliche Methode in der Geschichtsbetrachtung einzudringen. Darwins Descendenzlehre vermischt sich mit sozialer Kulturhistorik und Sozialpsychologie. Ihren lebendigsten, ideenreichsten, energischsten und eigen-

willigsten Sucher der hier für uns in Frage steht, fand sie in Karl Lamprecht (75). So mannigfach die Widerstände waren, deren Bewältigung Lamprechts kampfesfrohe Natur immer von neuem lockte und doch in steter Unruhe gebannt hielt, auf das Innerste angesehen, verlief seine Entwicklung in großer stetiger Harmonie. Er ist Pfarrerssohn und stammt aus dem markigen sächsisch-thüringschen Gebiet. Wie so mancher Berühmter ging er aus der ‚Schulpforta' hervor. Die Wanderjahre des Universitätsstudiums führten ihn nach Göttingen, Leipzig und München. Mit Eifer trieb er Nationalökonomie und Kunstgeschichte. Ein genialer Wurf für seine weitere Entwicklung ist die im Sommer 1878 zu München niedergeschriebene Betrachtung: ‚Über Individualität und Verständnis für dieselbe im deutschen Mittelalter'. Künftiges vorwegnehmend umfaßt schon dieser Aufsatz alle Zweige mittelalterlichen Lebens, Staat und Gesellschaft, Wirtschaft und Recht, bildende Kunst, Dichtung, Wissenschaft, Religion. Ungewöhnlich ist die überreiche Kenntnis von Quellen (Kötzschke a. a. O. S. 159, 161). Nach kurzer Wirksamkeit als Erzieher und Lehrer habilitierte er sich an der Bonner Universität. Schon als 30jähriger rückt er mit einem seiner bedeutendsten Werke heraus: ‚Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter' (Lpz. 1885/86), in vier stattlichen Bänden. Wichtige Erscheinungen des geschichtlichen Lebens wurden hier zum erstenmale mit einer auf deutschem Boden noch unbekannten Methode historisch-statistisch untersucht (G. Winter a. a. O. S. 208 ff.). Sein Lebenswerk bildete die ‚deutsche Geschichte'. In ihr spricht sich seine ganze Ansicht vom Wesen der Geschichte und den Aufgaben der Geschichtschreibung aus (Ritter a. a. O. S. 436 ff.). Sie umfaßt mehr als eines Vierteljahrhunderts rührigstes Schaffen, 1891 erschien der erste, 1909 der letzte, 18. Band. (Köschke S. 178). Eine Überfülle großer und kleiner Abhandlungen begründet die darin betätigte Auffassung. Die Größe des Unternehmens, der imponierende Versuch einheitlicher Erklärung des gesamten deutschen Geschichtsverlaufes von neuer Seite her, die gebotene künstlerische Leistung machten tiefen Eindruck. Denn für ihn geht die Geschichte über die politische und die bisherige, besonders durch Burckhardt ins Leben gerufene Kulturgeschichte hinaus. Sie will alle Äußerungen des Menschengeistes vergangner Zeiten gleichmäßig umfassen. Sein heißes Bemühen gilt der strengen und folgerichtigen Durchführung des Grundsatzes der kausalen Erklärung. Aus der Gesetzmäßigkeit in der Geschichte will er den Wandel des Zuständlichen nachweisen. Zu diesem Zwecke verlangt er Handhabung der genetischen Methode statt der bloß beschreibenden. Der politischen Geschichte stellt er die Kulturgeschichte gegenüber, der Betrachtung der Persönlichkeit den Kollektivbegriff der Massen-

erscheinung. Unermüdlich schärfte er die Bedeutung der Psychologie für die Geschichtsforschung ein, denn alles Geschehen ist getragen von dem seelischen Leben einer Zeit, „jedes Zeitalter hat sein Seelenleben“ (D. G. VI, 163). Es findet sich im tiefsten Geistesleben, in den Naturwissenschaften, im Staat, in der Kunst und Poesie, in der Wirtschaft und wirkt wieder zurück als Ausdruck des Fortschrittes. In diesem Sinne bildet er die Lehre von einer mit innerer Notwendigkeit fortschreitenden Folge von „Kulturzeitaltern“, welche als die des symbolischen Seelenlebens, der Typik und des Konventionalismus, des Individualismus und des Subjektivismus bezeichnet werden, und die als naturwissenschaftliche Gesetze bestehen. (Kötzschke, S. 173 f.).

Ein heftiger literarischer Kampf um Lamprechts deutsche Geschichte entspann sich in den neunziger Jahren. Noch heute ist dieser Boden in der Geschichtswissenschaft heiß umstritten. Mitten in großen Entwürfen, die auch seine Geschichtslehre weiter und tiefer ausbauen sollten, ist er 1915 dahingegangen.

Nun zu der Betrachtung der Lamprechtschen Untersuchungen für den vorliegenden Zusammenhang: (D. G. IV, 1894).

Nach der Einteilung seiner Kulturzeitalter ist ihm das spätere Mittelalter noch ein „bürgerlich-konventionelles“; aber es regt sich auch schon die starkbewegte Zeit des erwachenden Individualismus: Die große Wendung wird sichtbar, die für unser Volk seit dem 13. Jahrhundert eingetreten war, indem es begonnen hatte, ein „politisches Ganze, eine Nation“ mit der Richtung auf eigene „imanente Gesamtentwicklung“ zu werden (S. 90). Es regte sich das schon „längst gereizte nationale Gewissen“ (S. 101). Denn von weitverbreiteten monarchischen Interessen innerhalb der Nation konnte seit dem Interregnum nicht mehr die Rede sein. „Das Königtum war zwar noch ein Prinzip, dessen Wegfall im Reiche fühlbar gewesen wäre, gleichsam ein oberstes Element, das unsichtbar alles nationale Leben durchdrang“. Wirkungskräftige Macht besaß es keine. Die lag „nur noch in den höchsten sozialen Interessen“, bei den dynastischen der Fürsten und Herren, bei den „vornehmlich merkantilen“ der Städte. Diese aber fanden sich seit dem Emporkommen der Geldwirtschaft immer enger in der Anerkenntnis der „Notwendigkeit nationalen Zusammenhalts“. „So waren es Fürsten, Adel und Städte, die in höchster Not, da wo das Königtum versagte, die großen Angelegenheiten der Nation zu führen berufen erschienen“ (ebenda). Auch das „letzte und erhabenste Ziel“, die Friedenswahrung hatte das Königtum verloren (S. 118). Auch das Kaisertum war nichts mehr. Lediglich eine Summe nicht mehr „völlig zu verwirklichender Machtan-

sprüche“ (S. 116). Indem Kaiser- und Königtum nicht mehr fähig waren, die Entwicklung der Nation, die fast allein von „sozialen Kräften“ getragen ward, in ihrem Reichtum zu schützen, zusammenzufassen und überall gleichmäßig zu gestalten, vollzog sich „eine verhängnisvolle Zerklüftung des nationalen Körpers“. Daraus erklärt sich die „eigenartig, selbständige“ Stellung, die das „städtisch-bürgerliche Element“ im ganzen Verlaufe der Geschichte des Spätmittelalters, besonders um die Wende des dritten und letzten Viertels des 14. Jahrhunderts einnehmen konnte. Deutschland hatte damals ernstlich die Wahl republikanisch zu werden (S. 171). Allein das Fürstentum behauptete sich gegenüber den städtischen Republiken. Seitdem bestand kein Zweifel für die monarchische Zukunft Deutschlands. Mit „ganzer Seele“, (S. 198) gab sich das Bürgertum dem Dogma kaiserlicher und nationaler Unabhängigkeit, einem gründlichen Haß gegen das Papsttum hin (Vgl. S. 102). So ist bei Lamprecht die Geschichte des Bürgertums „im guten, wie im schlechten Sinn“ der eigentliche Inhalt des ausgehenden Mittelalters, in dessen positiver Anerkennung wir mit Genugtuung einen weiteren Fortschritt in der Entwicklung der Geschichtsforschung sehen können. Das wirtschaftliche Moment steht überwiegend im Vordergrund. Staat, Kirche und Gesellschaft werden an ihm gemessen. Mit virtuoser Meisterschaft und Strenge wird das reiche Leben der Kulturzeit des Spätmittelalters auf die Formel des Wirtschaftlichen gebracht. Von ihm ist alles Geistesleben abhängig. Ohne Zweifel ist die übermäßige Handhabung dieser Formel einseitig und beengend. Lamprecht ist wie kein anderer von den Strömungen seiner Zeit beeinflußt. Er gibt es auch unumwunden zu: denn „auch heute ist es noch niemand, der Geschichte schreibt, gelungen, sein Selbst völlig auszulöschen und nichts reden zu lassen als die Dinge an sich“ (S. 133). Das Wertvollste liegt bei Lamprecht in der fruchtbaren Anregung, die er auf die Geschichtswissenschaft, besonders die Kulturgeschichte, ausübte. In der immer stärkeren Annäherung an die realistische Darstellungsweise trägt er dazu bei, die Geschichtswissenschaft in objektive Bahnen zu lenken.

c. Hinwendung zu objektiver Betrachtungsweise durch Lösung vom Zeitgeiste.

Auf diesem Weg schritt schon lange vorher der Wiener Heinrich Friedjung, ein Landsmann von Lorenz, durch dessen Werke, vor allem die ‚Geschichtsquellen Deutschlands im Mittelalter‘ (1870) er auch beeinflußt ist. Denn schon lange hat sich die politische Geschichtschreibung allmählich aus der Enge, in der sie geraten war, befreit. Friedjungs Fundamente sind die besten:

Niebuhrs und Rankes Grundsätze sind ihm richtunggebend. Wohltuend wirkt die vorsichtige kritische Abwägung in seinen Urteilen. Die Schreibweise ist realistisch und wirkt durch die einfache Ausdrucksweise umso überzeugender. Vereinzelt unterlaufen dem philosophisch angehauchten Verfasser Irrtümer und Widersprüche (76). Einleitend stellt er die frühere antithetische Betrachtungsweise: bisher sprach man vom Spätmittelalter immer nur wie von einer Zeit des Überganges, die wenig Sympathie und Interesse einzuflössen vermochte. „Für den Geschichtschreiber, der die glorreiche Zeit des deutschen Kaisertums im Mittelalter schilderte, war sie eine Zeit der Nachzügler und Ausläufer, des Verfalles und des Unglücks des deutschen Volkes" (Einl. I). Dagegen war sie für denjenigen — besonders für die konfessionelle protestantische Geschichtschreibung — welcher die wissenschaftlichen und religiösen Bewegungen des 15. und 16. Jahrhunderts verfolgte, „eine Epoche, in der er die hoffnungsvollen Keime für alles Große der Zukunft" aufgehen sah. Wies jener auf die „Schwächen und Demütigungen" der spätmittelalterlichen Kaiser und Könige hin, so sprach dieser von dem „gewaltigen Aufstieg" der Hanse und ihrer Herrschaft über den Norden Europas. Wenn der eine den „Verfall des Reiches", die Loslösung der Grenzländer beklagte, so wies jener mit Stolz auf „die mächtige Kolonisation" im Osten und Süden Europas hin.

Ein ganz anderes Bild des Spätmittelalters resultiert aus diesen widersprechenden Gesichtspunkten. Es kann jedoch nur gewonnen werden, indem man sich „in die Dinge selbst" hineinversetzt und ihnen „nach eigenem Wert, Rang und Stellung in der Geschichte" anweist. Dann werden die Erscheinungen des Spätmittelalters nicht allein als „Ausläufer und Vorgänger, sondern auch als selbständige Individualitäten" hervortreten. Dadurch gewinnen aber auch die Entwicklungen, „deren Wirkungen sie gewesen sind und deren Ursachen zu werden sie wieder bestimmt sind" für Friedjung an Klarheit. Die Methode ist eine einfache. Ranke hat sie schon vorgezeichnet. Der hauptsächliche Gewinn bei Friedjung liegt in der Annäherung an die Anschauung, daß das Spätmittelalter eine Epoche mit eigenem Gehalt ist.

Noch tiefgreifender und für die Geschichtsauffassung des Spätmittelalters in der Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts die gründlichste und beste Darstellung liefert der 1843 zu Breslau geborene Forscher Theodor L i n d n e r (77). Sein Vater war Strumpffabrikant. Früh verwaist, vertiefte er sich unter der Anleitung vor allem des lebendig frischen und feinsinnigen Historikers Richard Röppell an der Universität seiner Vaterstadt mit festem Willen in

das historische Studium. In Berlin fesselten ihn vor allem Droysen, die Vorlesungen und Übungen der Rankeschüler Jaffé und Köppke, sowie Ranke selbst. 1868 konnte er seinen sehnlichen Wunsch in die akademische Laufbahn an der Universität seiner Vaterstadt einzutreten erfüllen. Glückliche Jahre voll Schaffenskraft verbrachte er in dem neuen Wirkungskreis an der westfälischen Universität Münster. Und als Dümmlers Nachfolger trat Lindner im Herbst 1888 sein Lehramt an der Friedrichs Universität zu Halle an, wo er seine bedeutsame Schaffenszeit 1919 beschloß. Lindner ist der einzige von Rankes Schülern, der, dem Lehrer folgend das Wagnis unternahm, den Verlauf der Geschichte der Menschheit zu meistern. Er trug den großen Glauben an die großen ethischen Mächte der Geschichte in sich und verband damit das Verständnis diese mit der „einen Wahrheit", mit den Problemen seiner eigenen Zeit einheitlich zu umfassen. Mit unverbrüchlicher Treue — ähnlich seinem Meister Ranke — hielt er folgerichtig an seiner geschichtswissenschaften Betätigung fest. Seine ‚Geschichtsphilosophie' beginnt mit dem kennzeichnenden Satz: „Seitdem ich mich mit Geschichte beschäftige, habe ich die Erforschung des Einzelnen nur als Mittel betrachtet, um von dem Ganzen ein Bild zu gewinnen". Seine Stellung in der Geschichte der deutschen Geschichtschreibung ist entschieden. Wohl kaum ein historischer Schriftsteller unserer Zeit, der sich mit Lindners literarischer Fruchtbarkeit messen könnte. Sein erstes bedeutsames Werk ist die 1894 in zwei Bänden erschienene ‚Geschichte des deutschen Volkes', die allen denen gewidmet ist, welchen „die Geschichte des deutschen Volkes der Teilnahme wert erscheint". Ein Standwerk von großem Wurf und aus einem Guß geschaffen, zugleich ein monumentales Bekenntnis zu dem Altmeister Ranke, dessen Gedächtnis der 5. Band gewidmet ist. Das Ergebnis unermüdlicher 20 jähriger Tätigkeit, die immer nur dem gehörte, was ist, nicht dem, was war, wurde seine 10bändige ‚Weltgeschichte' (78).

Seine Auffassung über das Spätmittelalter, die wir in seiner ‚deutschen Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern' (I. Stuttg. 1890) und in der ‚Weltgeschichte seit der Völkerwanderung' im 3. Band vertreten finden, erhebt Anspruch auf allgemeinere Gültigkeit. Es ist ihr daher besondere Beachtung zu schenken. Schon auf den ersten Seiten wird mit der bisherigen einseitig politischen Geschichtschreibung im Sinne Giesebrechts aufgeräumt, indem gezeigt wird, wie falsch und karg die bisherige Auffassung über das ausgehende Mittelalter war. In der Schule wurden einem bisher mit Mühe und Not nur die „Kaiser aus verschiedenen Häusern" gelehrt, die man möglichst bald wieder vergaß. Man hörte auch von der goldnen Bulle, „ohne von ihrer Bedeutung

einen rechten Eindruck zu bekommen". Qualmend folge dann der Scheiterhaufen, der den Böhmen Huß verzehrte und man wäre belehrt worden, „daß ihn das Konzil von Konstanz anzünden ließ, welches die ‚Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern' bewirken sollte". Dunkel, meint Lindner, wären die Erinnerungen an mehrere Schlachten, an manch hübsche Geschichte (wie wurden sie von der politischen Geschichtschreibung bevorzugt!) und an einzelne Schlagwörter, wie von dem bösen „Erzstiefvater des Heiligen Römischen Reiches" oder von dem „bösen" Wenzel, gewesen, die diese Art Geschichtsbelehrung im Gedächtnis hinterließ. Im übrigen wäre sonst nur „das Bewußtsein einer unendlich wirren Zeit" zurückgeblieben, in welcher „das deutsche Reich elend und schwach zu Boden lag". Danach muß Lindner methodologisch andere Wege gehen, als die von ihm angegriffene bisherige Geschichtschreibung. In der Tat hält er auch deren befangene Vorstellung nicht für gerechtfertigt. Auch wenn jene Zeit nur wenig große Ereignisse aufweist, so umfaßt sie doch seiner Geschichtsauffassung nach „eine ungemein reiche Lebensfülle auf allen Gebieten". Diesem Überfluß schreibt Lindner es zu, welcher den „Umblick", wie er es nennt, erschwert, welcher von „einer näheren Betrachtung" abschreckt. Wichtig ist für uns die positive Erkenntnis des Spätmittelalters. Hat die Geschichtschreibung vorher behauptet, dieser historische Zeitraum wäre arm an großen Persönlichkeiten gewesen, so kann sich Lindner kaum retten von der „übergroßen Zahl der handelnden Personen", deren genug sind, „um ihrer Kenntnis wert zu sein". Es kommt nur darauf an, von ihnen ein lebendiges Bild zu gewinnen (D. G. I, S. 1).

Das entscheidende Merkmal jener Epoche liegt in der Veränderung. Vielleicht von sozial-wirtschaftlichen Forderungen Lamprechts beeinflußt, sind die nun folgenden Gedankengänge: indem das bare Geld zur Herrschaft kam, verlieh es allem Leben, auch dem politischen, neue Formen. Die Masse, bisher nur leitend und tragend, wurde im Bürgertum selbsttätig und selbstschöpferisch. Auf der anderen Seite entwickeln sich die Staaten zu innerlich abgeschlossenen Mächten. Das Nationalgefühl erwacht, nationale Bildungen entstehen (W. G. III. Vorw). Das Laientum hat sich von der kirchlichen Bevormundung freigemacht, steht mit eigener Weltanschauung da. Das Verständnis für die irdischen Dinge macht sich breit. Bedürfnis für neue Zustände regt sich immer kräftiger. Geistiges und staatliches Leben erlangen eigene Berechtigung (IV. Vorw.). Im deutschen Osten erkämpfte Schwert und Pflug bleibenden Gewinn. Trotzdem erscheint Lindner das Spätmittelalter noch als „Übergangszeit", der es an einem „Mittelpunkt", an einem „leitenden Gedanken" fehlt. Und darin zeigt sich Lindner als

Kind seiner Zeit. Er sieht zwar das ausgehende Mittelalter durchgängig in heller Beleuchtung, er anerkennt die vielen positiven Werte dieser Epoche richtig. Aber er kann sich noch nicht völlig losreissen, sie unbeengt durch den Zeitgeist zu sehen (D. G. I, 1). Bemerkenswert ist auch die Rankische Einordnung unter die „leitenden Gedanken".

Aber folgen wir dem Verfasser einmal auf seinem Wege in die Einzelforschung, manche Befangenheit wird hierbei klarer ins Auge stechen. Negative Faktoren der Übergangszeit weist er zunächst auf. Volk und Staat sind in Auseinandersetzung mit den alten Ideen begriffen, sie stecken in ihnen „wie der heranwachsende Jüngling in den abgetragenen Knabenkleidern". Obwohl Lindner das kräftige Regen der neuen Zustände begrüßt, so kann er doch nicht, wie das unsere neueste Geschichtschreibung festlegte, den konsequenten aufsteigenden Gang der Entwicklung finden, sondern er sieht in seiner nun einmal gefaßten Voreingenommenheit auch „überall große enge Schranken", eine „Stauung", die von allen Seiten entsteht.

Diese vorsichtig abwägende Voreingenommenheit begegnet gelegentlich immer wieder, und schließt manchmal den Widerspruch der eigenen Meinung nicht aus. So wenn Lindner über die Bedeutung des Königtums spricht; unendlich viel hatte dieses an Macht und Stärke im Spätmittelalter verloren. Kein König, der von seiner Würde mehr als den Titel besässen hätte. Nun die widersprechende Meinung: „Trotz aller Schwächen wurzelte es fest im Bewußtsein des Volkes und was noch wichtiger war, es ließ sich auf die Dauer nicht entbehren". (S. 2). Dann wieder die Abwägung: „Das Reich bildete ein Wirrnis streitender und emporstrebender Gewalten, aber sie waren alle unfertig" (!). So bildet das Königtum lediglich die ideelle Grundlage des öffentlicehn Rechtes und Friedens; für das tägliche Leben kam es nicht in Betracht. Die Ursache lag in dem bedeutsamen Hervortreten der Länder und Geschlechter begründet. Die großen Fürstenfamilien, die mächtigeren geistlichen Fürsten verfolgten ihre eigenen Wege. „Ihnen lag das Streben, Einheit und Zusammenhang in ihren verschiedenen Besitzrechten zu schaffen, vornehmlich am nächten" (S. 6). Auf das Reich nahmen sie hierbei keine Rücksicht. Wohltuend nun die objektive Bemerkung, die wegen der fortschreitenden historischen Auffassung bezeichnend ist: „Trotzdem muß man sich hüten, die Schale des vaterländischen Zornes, welche über die damaligen Deutschen ausgegossen zu werden pflegt, allzu voll zu messen" (S. 288).

Diese Feststellung kennzeichnet den Stand der Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts. Sie hat sich vollkommen von der einseitig politischen Beengung gelöst, sich auf sich selbst besonnen. Auf den festen Grundlagen, die die großen Forscher Pertz, Niebuhr und Ranke geschaffen, baut sie nun mit sachlicher realer Betrachtung des Geschehens auf. Dadurch widerfährt auch unserem historischen Zeitraum mehr Aufmerksamkeit und Gerechtigkeit. Die Darstellungen werden immer einheitlicher, umfassender, tiefschürfender. Man versucht die Dinge zu sehen, wie sie wirklich gewesen sind. Wenn es nicht immer gelingt, dann liegt es eben an dem Umstand, daß sich immer wieder der „Geist der Zeit" mit hereinschleicht, geistige Strömungen der Gegenwart, die die Geister anregen und zwingen, sich mit ihnen zu beschäftigen, und die man schließlich aus der Verquickung, die sich aus dem Widerstreit der Anschauungen der Zeit mit anderen der Vergangenheit gewinnt, als Maßstab in die Geschichtsauffassung auch über das Spätmittelalter trägt. Theodor Lindner ist für die Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts bezüglich der Geschichtsauffassung über das ausgehende Mittelalter der höchste Gipfel. Seine Auffassung über das Spätmittelalter ist noch heute für die gegenwärtige Geschichtschreibung richtunggebend. Er hat uns diese Epoche erst näher gebracht, uns eines besseren Verständnisses belehrt. Man wird daher immer wieder auf seine diesbezüglichen Werke zurückgreifen. Ranke'sche Objektivität und universalhistorische Auffassung verleihen ihnen besonderen Vorzug und Glanz.

Indes stand die Geschichtsbetrachtung eines Friedjung und Lindner nicht allein. Neben ihnen stritten im Lärm der Tagesereignisse schon wieder andere Richtungen. Sie behaupteten sich hartnäckig und eigensinnig und scheuten auch nicht, in offenen Kampf zueinander zu treten. Leidenschaftlich verfocht jede Partei ihre Grundsätze, bis auch hier allmähliche Loslösung von Befangenheit und Einsicht klarere Sicht schaffte.

4. Unter konfessioneller Bedingtheit.

Ist es schon schwierig, der allgemeinen Geschichte im ganzen oder in einem ihrer bedeutenderen Teile eine längere Periode hindurch zu folgen, ohne daß die Frage der Kausalität der ganzen Reihe der Erscheinungen mit dem Forschen nach der sie verknüpfenden Einheit, nach der sie bewegenden Idee stets drängender an unser objektives Bewußtsein heranträte, so erhält alles dies innerhalb der Sphäre, in welcher die theologische Historie sich bewegt, eine weit bestimmtere und engere Bedeutung. Das Ziel,

auf welches hier alles Einzelne hinausstrebt, die tragende Idee, die durch ihre ganze zeitliche Erscheinung realisiert werden soll, ist von vornherein klar und bestimmt ausgesprochen. Dadurch ist schon das ausgeprägte und eigentümliche der theologischen Geschichtsanschauung bedingt. Es gibt kein theologisches Geschichtswerk, dessen Anschauung nicht den Charakter des theologischen Standpunktes trüge, auf welchem sein Verfasser steht.

Schon ob des Verlaufes des geschichtlichen Prozesses unseres Problems, ist es der Mühe wert, die beiden theologischen Hauptrichtungen, soweit sie für unsere Untersuchung in Frage stehen, in ihrem Verhältnis zueinander zu betrachten. Sie ist mit dem Gegensatz protestantisch-katholisch erschöpft. Nur nebenbei werden idealistische und materialistische Ideen berührt. Das Streitobjekt selbst ist eigentlich die Reformation. Um nun die Reformation in das für die Parteien richtige Licht zu stellen, ging man natürlich vom Spätmittelalter aus. Ohne Absicht wurde so diese Zeit mit in den Brennpunkt der konfessionellen Interessen gerückt. Zwei Hauptanschauungen stehen sich gegenüber: Der gläubige Katholik schaut das ausgehende Mittelalter, um den Abfall von der römischen Kirche, den die Reformation vollzog, als eine möglichst schwarze Tat erscheinen zu lassen, in glänzendstem Lichte. Hinzu kommt hierbei, daß er die Erscheinungen des späteren Mittelalters nach den Lebensäußerungen seiner im 19. Jahrhundert mächtigen Kirche (erinnert sei an die Entscheidungen des Concilium Tridentinum, die Unfehlbarkeitssprechung des Papstes 1871) bemißt.

Der überzeugte Protestant hingegen sieht das Spätmittelalter als eine Vorbereitungszeit für die Reformation an, die ihm die Grundlage für die siegreiche Entwicklung der Kultur ist. Er beruft sich hierbei auf den fortschreitenden Entwicklungsgedanken der geschichtlichen Forschung, wonach für ihn eben das Mittelalter überhaupt als Vorbereitungszeit für die neue Zeit erscheint.

Wenn auch die Geschichtsforschung allmählich ein Zurückdrängen der konfessionellen Befangenheit zugunsten möglichster Objektivität erkennen läßt, indem sie sich immer mehr auf das beschränkt, was tatsächlich aus den Quellen entnommen werden kann, so schimmert immer wieder — auch in unserer Gegenwart — das „religiöse Bedürfnis“ der Zeiten durch. Und es hat wohl seine Richtigkeit, wenn Dietrich S c h ä f e r in seiner Deutschen Geschichte (79) meint: „Es ist noch heute für gläubige Vertreter des evangelischen oder katholischen Bekenntnisses unmöglich, über die geschichtlichen Hergänge des ausgehenden Mittelalters zu einheitlichem Urteil zu gelangen“. Dies wird sich auch in der Verfolgung unserer Darstellung bewahrheiten. Langsam gleicht sich der Gegensatz vor dem aufrichtigen Bemühen der Anhänger beider Konfessionen aus,

um rein das historisch Tatsächliche mit den Mitteln der Wissenschaft allein zu erfassen. Und darin liegt im Rahmen dieser Untersuchung der große Fortschritt. Die Epoche des Spätmittelalters tritt aus den scharfen kritischen Wortgefechten immer klarer und geschlossener hervor. So trägt der Gegensatz einseitiger befangener konfessioneller Geschichtsanschauung dazu bei, die Auffassung über das ausgehende Mittelalter zu läutern und zu festigen (80).

Einen großen Umschwung für die Geschichtsbetrachtung des Spätmittelalters beschwor die ‚Geschichte des deutschen Volkes' des katholischen Geschichtschreibers Johannes Janssen herauf (81). Die Grundlage von Janssens Persönlichkeit liegt durchaus in der Religiosität. Einer kleinbürgerlichen streng katholischen Familie entstammend bleibt der Sohn des Niederrheins stets in den Bahnen der katholischen Kirche, welcher er innerlich mit tiefglühender Liebe anhängt. Hätte ihn seine schwächliche Konstitution nicht von vorneherein abgehalten, hätte er schon als Student die geistliche Laufbahn eingeschlagen. So wendet er sich der Geschichte zu, die ihm letzten Endes nur „Dienst an der Kirche" ist. Bezeichnend für seine religiöse Anschauung ist seine „Rede über die Kirche und die Freiheit der Völker" (Frankfurt 1863) und seine begeisterte Abhandlung: „Das Papsttum in der Geschichte" (Frankfurt 1867). Herzliche Freundschaft verband ihn seit seinem Einzug in die heimische Mainstadt (1854), der er bis an sein Ende treu geblieben, mit dem Stadtbibliothekar Johann Friedrich Böhmer. Dieser „protestantische Historiker" und Romantiker war es gewesen, der ihn anregte „eine Geschichte des deutschen Volkes aus der Feder eines katholischen Historikers" zu schreiben; „denn was wir als deutsche Geschichte haben und kennen, ist nur eine Farce" (82). Den Plan zu diesem Werk hat Janssen nie aufgegeben. So sammelt er im Laufe der Jahre fleißig Material. Unter dem Eindruck der gewaltigen Ereignisse von 1870 entstand seine große breitangelegte ‚Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters', deren erster Band 1878 erschien. Anfänglich preußenfreundlich eingestellt — die Erhebung König Wilhelms zum deutschen Kaiser begrüßt er in einem schwungvollen Gedicht — wurde er durch die scharfe Stellungnahme der preußischen Regierung im Fortschreiten des Kulturkampfes ein eifriger Mitarbeiter der katholischen Zentrumspresse, worin er entschieden in Opposition gegen das protestantische Preußen trat.

Nicht ohne Absicht ist das Symbol gewählt, mit dem der Originaleinband seiner „deutschen Geschichte" geziert ist, der österreichische Doppeladler als das Wahrzeichen des deutschen Volkes. Auch hier ist der Einfluß Böhmers geltend, für den schon vor Janssen,

Preußen der „Pfahl im deutschen Fleisch“ ist. Unglücklich ist Janssens politischer Auftritt im preußischen Abgeordnetenhaus zu nennen, in welches er 1875 an die Stelle Savignys einzog, um unter Windhorsts Führung in der Zentrumspartei zu wirken. Er war für das unruhige und aufgeregte parlamentarische Leben nicht geschaffen. Er legte sein Amt bald wieder nieder, um sich den historischen Studien seiner deutschen Geschichte zu widmen. Unter diesen gezeichneten Einflüssen, auf Grund fleißiger Quellen- und Literaturkenntnis entwirft Janssen in dem hier fraglichen ersten Band seiner deutschen Geschichte ein umfassendes Kulturbild der deutschen Zustände am Vorabend der Reformation. Ausführlicher als je zuvor wird darin auf die allgemeinen Zustände des deutschen Volkes eingegangen. Politische Geschichte wird kaum gestreift. Stärker als anderswo fällt die breite realistische Darstellung auf, die als Reaktion auf die politische Geschichtschreibung in den achtziger Jahren durchbricht. Der Inhalt des ersten Bandes gliedert sich in zwei Hauptteile: Der erste befaßt sich mit den rein geistigen Zuständen beim Ausgang des Mittelalters. Dazu gehören Volksunterricht und Wissenschaft, die Schulen und die religiöse Unterweisung des Volkes, die Universitäten und andere Bildungsstätten, Kunst und Volksleben. Der zweite Teil beschäftigt sich mit den wirtschaftlichen, rechtlichen, politischen und kirchlichen Zuständen bei Ausgang des Mittelalters. Landwirtschaftliches Arbeitsleben, gewerbliche Arbeit, Handel und Kapitalwirtschaft, Verfassung und Rechte erfahren eine überraschend weitgreifende Beleuchtung. Dies alles wird aber ausschließlich unter katholischem Aspekt gesehen; denn zu deutlich ist es zwischen den Zeilen zu lesen, was im dritten Band dann auch ausgesprochen wird: die vorreformatorischen Zustände sind vom katholischen Standpunkt aus deshalb so glänzend und herrlich dargestellt, um die Wirksamkeit Luthers und der glaubensspaltenden Reformation als die Mächte hinzustellen, die die schöne Blüte des Spätmittelalters vernichtet haben.

Auf geistigem Gebiet brachte danach das ausgehende Mittelalter die herrlichsten Früchte hervor. Alle Klassen des Volkes werden durch die sich stetig ausbreitende und vertiefende Bildung, die von „bewunderungswürdiger Tatkraft“ ist, erfaßt (83). Eifrig wurde in jener Zeit für die religiöse Unterweisung und die Förderung des religiösen Lebens gesorgt. Ungeahnt ist der Aufschwung der Universitäten, die zu den „großartigsten Schöpfungen“ des christlichen Geistes gehören. Sie waren die Träger der höheren wissenschaftlichen Kultur, die Schwerpunkte des geistigen Lebens im Volke. „Die Wissenschaft ist Dienerin des Glaubens, der Kirche“ (S. 112). Mehr noch als die Wissenschaft blühte die Kunst. Auch sie ruht auf religiöser, kirchlicher Grundlage (S. 183, 84). Daneben

steht auf gleicher Stufe die Blüte der Volkswirtschaft. Durch die Blüte seiner Acker-, Forst-, Wiesen- und Weinkultur, durch den staunenswerten Aufschwung aller Gewerbe, durch die Ergiebigkeit des alles beherrschenden Handels war Deutschland das reichste Land Europas geworden. Überall macht sich Reichtum und Wohlstand bemerkbar. Unerfreulicher gestalten sich die Dinge auf politischem Gebiet. In der Vereinigung des Papsttums mit dem Kaisertum bestand der Kern des mittelalterlichen Staatsgedanken (vgl. S. 522 ff.). Das Kaisertum ist aus einer „Verleihung" des Papstes entstanden. Die Einheit des Reiches war durch das eigenwillige, selbstsüchtige Streben der Fürsten gefährdet. Den Städten oblag es, die Auflösung des Reiches in eine Anzahl getrennter Fürstentümer und Herrschaften zu verhindern (vgl. S. 535 ff.). In den städtischen Verfassungen trat der Grundgedanke der Einung lebhaft hervor. Die Macht der Reichsregierung, die staatliche Ordnung ist erschüttert. Raub- und Beutelust waren unter den Fürsten üblich. Landfriedensbrüche und Rechtsverletzungen aller Art setzten das Reich ungestraft in Verwirrung (vgl. S. 708). Manche Reformvorschläge, die dann zu Reichsgesetzen erhoben wurden, werden einfach auf die Wirksamkeit des Kardinals von Cues zurückgeführt. So wurde das Fehderecht beseitigt, der ewige Landfriede verkündigt, ein höchster Reichsgerichtshof eingerichtet, Verfassungen geschaffen. Im allgemeinen war das politische Leben von keinen allgemeinen Ideen bewegt. Deutschland verlor die europäische Hegemoniestellung. Erst im letzten Kapitel „Rückblick und Übergang" benannt, kommt er auf die Mißstände des Klerus zu sprechen. Sie werden im Verhältnis zu den vorher breit dargestellten positiven Werten der Kirche nur flüchtig gestreift. Umso günstiger natürlich der Vergleich mit dem zuerst entworfenen lichtvollen Gemälde.

Daß solch einseitige Darstellung auf Widerspruch stieß, war vorauszusehen. In diesem herausfordernden Widerspruch liegt denn auch das Wertvollste von Janssens Werk. Durch seine „Voreingenommenheit" hat er den Forscher der Gegenseite zum Widerspruch gereizt, ihn auf die Wichtigkeit jener Epoche eindringlich hingewiesen, welche dadurch reichere Beachtung erfuhr. Ist auch die Behandlung des Projektes anfangs eine vorwiegend kirchliche und konfessionelle, so ist doch die vertiefte ernste Forschung auf dem besten Weg, die Unbefangenheit zugunsten freier Sachlichkeit abzulegen. —

Um Rückschlüsse auf die Anschauung der Gegenseite ziehen zu können, ist es der Vollständigkeit halber notwendig, einige Kritiken an Janssen vor unseren Augen vorbeiziehen zu lassen.

Beachtenswert ist der heftige Angriff von Max Lenz (84), der Janssens Werk als „unwissenschaftlich", naiv, als „eine Sammlung von Buchausschnitten aus Quellen und Darstellungen", als „Häufung von Einzelheiten" kennzeichnet. Den Rudimenten der historischen Kritik steht er „ahnungslos" gegenüber. Danach zweifelt Lenz, ob Janssen überhaupt an die Ideale, die er in der Vergangenheit sucht, glaubt, und schiebt ihm die Vorspiegelung der Phantasie, Fälschung und Lüge unter. Die Kritik wendet sich nicht allein Janssen zu, sondern überhaupt gegen die ultramontane Forschung, die vom Willen Roms regiert ist, und gegen alle historisch-politischen Blätter, deren Grundakkord ihres Themas immer nur der römisch-katholische Universal-Gedanke ist. Aus diesen gewiß ebenfalls voreingenommenen Gründen fordert Lenz solche Art Geschichtsbetrachtung außerhalb der wissenschaftlichen Diskussion zu belassen.

Hinweise sachlicher Art, die an Hand einzelner Beispiele, wie an dem der Predigt, des Charakters des kirchlichen und religiösen Lebens am Ausgang des Mittelalters, an Beispielen des Gebets, der Bibel und Kirchenlieder angewendet werden, liefert. G. Kawerau (85). Bei allem Verständnis, das Kawerau Janssen wirklich entgegenbringt, findet auch er in dem Werke nur ein „Quellenmosaik", das sehr geschickt arrangiert und seiner Tendenz in möglichster Breite und Umständlichkeit zweckdienlich gemacht wurde. Über alles, was Janssen nicht paßt, versteht er hinwegzuschlüpfen. Was er für seine Wünsche und Betrachtungen benötigt, versteht er beliebig zurechtzustutzen (S. 143). So warnt er vor dem „Sirenengesang" dieser deutschen Geschichte.

Die dem Gegner gebührende gerechte Würdigung bleibt nicht aus: es ist „das Verdienst Janssens, durch seine entgegengesetzte Einseitigkeit so manches hervorgehoben zu haben, das auf unserer Seite bisher vielleicht zu wenig beachtet worden ist" (S. 144). Das Bild, das Janssen von den kirchlichen Zuständen am Ausgange des Mittelalters entworfen hat, ergibt, so maßlos übertrieben es sich auch erweist, ein erwünschtes Korrektiv zu der entgegengesetzten Einseitigkeit, die in evangelischen Darstellungen anzutreffen ist. Erwähnt sei, daß Janssen in zwei Verteidigungsschriften „An meine Kritiker" (1. Wort 1882, 2. Wort 1883) antwortete.

Noch einmal lenken wir unsere Aufmerksamkeit K. Lamprecht zu, den wir an dieser Stelle in die protestantisch befangene Gruppe — ist er doch Sohn eines evangelischen Geistlichen! — einzureihen haben. Eigentlich nicht konfessionell, sondern durch die auf ihn besonders stark einwirkende Naturwissenschaft, mehr welt-

anschaulich bedingt. Die Grenzen hierfür zu bestimmen, ist bei dem engen Rahmen dieser Untersuchung nicht angängig. Psychologisch gedacht halten sich wohl beide Einwirkungen die Wage: die protestantisch-lutherische, ins Blut übergangene Voreingenommenheit von zu Hause, und die, durch den Darwinkreis sich bemerkbare Naturwissenschaft mit den durch die industrielle Entwicklung hervortretenden wirtschaftlichen und sozialen Fragen.

Im Gegensatz zu dem staatlichen und kulturellen Aufschwung sieht er in der deutschen Kirche des Spätmittelalters nur den Verfall: „die Kirche ging offenkundig dem Verfall entgegen“ (D. G. IV, 144). „Bischöfe schnarchten im Kirchenstuhl, während Kapläne und Vikare (die Lamprecht an anderer Stelle „elende“ nennt) an Stelle zur Jagd ausgerittener Domherren die Messe sangen. Der Geschäftssinn begann zu überwiegen, alles ward käuflich. Der Wucherer vermochte wohl sein Grab vor dem Altar zu finden, wenn er brav stiftete. Die Priester nahmen trotz des Zölibats junge Weiber und versorgten deren Kinder mit fetten Pfründen, die Bettelmönche praßten und scharmuzierten, die Nonnen träumten von nichts als von Liebhabern und reicher die Körperformen sinnlich betonender Kleidung“. Das Volk fluchte und verwünschte Klerus und Kirche (S. 145). Das religiöse Leben der Masse wird durch „das hochentwickelte System der spätmittelalterlichen Kirchendoktrin mit seinen Himmeln von Heiligen, Seligen und Bekennern, mit seiner grauenhaften Topographie der höllischen Behausungen“ erdrückt (S. 263). Ablaßverkündigung, Schaustellung von Reliquien, Wallfahrten und Zusammenlegung von Pfründen sollen den Verfall der Kirche aufhalten, den Lamprecht auf die Änderung des naturwissenschaftlichen Charakters zurückführt und wofür er die Kirche verantwortlich macht. Aber was besagt der Verfall der deutschen Kirche gegenüber „dem furchtbaren Ruin, in den sich das Haupt der Christenheit, der Papst“ versetzt sah! Ihm wird zum Vorwurf gemacht, ein „raffiniertes System der Aneignung“ von Pfründengehältern, ein „Raubsystem“ ausgebildet zu haben, wodurch die Kirche zum „Kaufhaus“ ward (S. 400). Auf geistigem Gebiete ist die Lage ebenso verworren: In der Theologie streiten die verschiedensten Richtungen miteinander (86). Sicherlich ist die Darstellung Lamprechts in manchen Punkten stark befangen. Neben der konfessionellen Voreingenommenheit spricht sein naturwissenschaftliches Denken laut mit.

Unverzüglich antwortete auch Heinrich Finke aus dem Gegenlager mit einer „Kritik seiner Deutschen Geschichte“ in welcher er Lamprecht den Vorwurf falscher Erklärung durch unrichtige Behauptungen und Verallgemeinerungen macht, und dem Buche Lam-

prechts sogar den Anspruch auf Glaubwürdigkeit und Wissenschaftlichkeit abspricht.

Wie Janssens Darstellung zu „schönfärbend“ wäre, so hält er Lamprechts Betrachtungsweise für „verständnislos“. Subjektive Quellen wären mit Vorliebe benutzt worden. Teilweise gibt Finke einige Berichtigungen und vervollständigt das religiöse Verständnis jener Epoche.

Wertvoll ist dieser Beitrag vor allem, weil Finke grundsätzliche Forderungen aufstellt, die, was wir auf der Gegenseite ebenfalls bemerken können, vor allem für die katholische und damit für die allgemeine Geschichtschreibung einen wesentlichen Fortschritt verzeichnen lassen. Der Zwiespalt der konfessionellen Beurteilung ist seit Janssen nicht überbrückt worden. Über die religiöse Seite der Reformation selbst wird das Urteil bei den „eifrigen“ Protestanten und den „orthodoxen“ Katholiken stets ein verschiedenes bleiben. Aber in den Hauptpunkten kann „eine einheitliche Auffassung der Zeit vor der Reformation, der guten und schlechten Seiten des ausgehenden Mittelalters, der Auswüchse und der Lebenskraft des damaligen kirchlichen Lebens, schließlich auch der historischen Entwicklung der protestantischen Reform nach ihren Schäden und Vorzügen“ erreicht werden (87). Möglich ist die Erzielung eines solchen Resultates, wenn man sich nicht mit einer oberflächlichen Kritik jener Epoche begnügen will, durch die gründlichste Erforschung der Provinzialgeschichte.

Finke erhebt damit eine Forderung, die von grundlegender Bedeutung ist. Es genügen nicht allein die allgemeinen Zustände, nicht die Äußerungen der Zeitgenossen. Unerläßlich für ein gründliches Studium ist die Vertiefung in die einzelnen Quellen. Sie sind die Bausteine, die sich zum Ganzen fügen.

Auf der festen Grundlage, die Adolf Harnack (88) geschaffen und in der freieren Luft, die H. St. Chamberlain (89) mit seinen Grundlagen des 19. Jahrhunderts ausatmete, schritt die protestantische Richtung weiter. 1902 bringt Karl Müller eine Darstellung über die Zustände im ausgehenden Mittelalter. Politische und kirchliche Geschichte werden nicht getrennt. In straffem Gedankengang werden die leitenden Gesichtspunkte herausgestellt (K. G. II, 1 1902). Rein protestantische Färbung finden wir bei Gerhard Ficker (90) vor. Das Mittelalter ist die Vorbereitungszeit für die neue Zeit. Das Spätmittelalter besonders für die Reformation, in welcher die protestantisch befangene Geschichtsauffassung den Höhepunkt der geistigen und religiösen Entwicklung der Menschheit sieht. Daher auch die kritische Stellungnahme Janssens Werk gegenüber, welchem Ficker den Anspruch auf Wissenschaftlich-

keit abspricht. Aber trotz seiner Tendenz anerkennt er die anregende Bedeutung, die Janssens Werk auf die Geschichtschreibung ausübte.

Das Spätmittelalter wird noch als Übergangszeit betrachtet. Das Neue bahnt sich an, aber noch ist das Alte vorhanden. Kräfte der Zertrümmerung und des Aufbaues liegen überall vor, oft beieinander, oft miteinander verschlungen. Auf die Schattenseiten und Mißstände der Kirche und Päpste wird hingewiesen. Daß die Kurie das Ablaßwesen nicht aufgab, war schuld an dem Bruche. Alle Äußerungen deuteten darauf hin, daß das Gefühl vorhanden war, alle bestehende Ordnung in Gesellschaft, Kirche und Staat sei auf das Tiefste erschüttert gewesen (vgl. S. 109). Um eben die Reformation, das Auftreten Luthers zu rechtfertigen und die schlechten Früchte des spätmittelalterlichen Systems greifbar nachzuweisen, werden die staatlich-kirchlich-sittlichen Zustände des ausgehenden Mittelalters mit den schwärzesten Farben gemalt. Allein damit ist noch nicht ein überwiegendes Interesse gegeben, jene Zeit in ungünstigem Lichte zu sehen. Zu weiterer Vorsicht sollte das quellenkritische Material mahnen. Denn auch dort ist ja die Parteilichkeit der Berichterstattung feststellbar und vorher daraufhin zu untersuchen. Der wissenschaftliche Standpunkt erfordert äußerste subjektive kritische Zurückhaltung, ernste eigene Kontrolle.

Nicht lange bewegt sich die Geschichtschreibung in diesen beengten Bahnen. In steigendem Maße wendet sie sich wieder der Objektivität Rankes zu. „Die ordnenden und zusammenfassenden Prinzipien mehren sich und überwinden so fortschreitend den rohen Stoff" (91). Die politische Geschichtschreibung in bester kristallisierter Form übernimmt wieder die Weiterführung, indem sie, freier und sachlicher, für die beiden konfessionell orientierten Strömungen Richtlinie wird. Nicht an allen Stellen finden wir den Durchbruch zum wahren Leben, nicht überall erreichen die Versuche ihr Ziel. Virtuosentum begegnet öfters da, wo echte Produktivität erwartet wird. Aber der Weg ist richtig eingeschlagen, die Arbeit gestaltet sich ertragreich und verheißend. Bevor aber darauf eingegangen wird, soll der unterbrochene Faden unseres Problems wieder aufgenommen werden, die Entwicklung abgeschlossen werden.

Wieder tritt die kleine, lebendige Gestalt Theodor Lindners hervor. Aus seiner Erkenntnis heraus, wie sehr die konfessionellen Meinungen mitsprechen, entwirrt er mit Vorsicht das verzerrte, schattige Bild, säubert es von den falschen Reflexen, um in die kirchliche Erfassung des Ganzen zu dringen. Sorgfältig, mit peinlicher Sachlichkeit, werden die Licht- und Schattenseiten der spätmittelalterlichen Kirche bloßgelegt und gleichmäßig verteilt und beurteilt. Denn ihre Lobredner verfallen zu leicht in den Feh-

ler, in ihr eine „ideale Einrichtung“, wie sie nie bestanden hat, zu erblicken. Die Tadler begehen das Unrecht, ihr Verdienst zu schmälern. Nicht alles Unerfreuliche, das aufstößt, kann ihr zur Last gelegt werden. Auch diese so großartige Macht konnte sich dem allgemeinen Bann der immer größer und reifer werdenden Gesamtzustände nicht entziehen (W. G. III, 89). Die Kulturgemeinschaft der abendländischen Völker ist vor allem ihr zu verdanken. Ohne das Papsttum wäre die Kirche im Sturme der Elemente versunken. Aber keineswegs war es der allgemeine „Friedensengel“ (vgl. S. 93, 95). Ungeheuer war die Verführung der Gewohnheit in allem als die Statthalter Gottes zu handeln, jedes Tun mit göttlicher Autorität zu umkleiden. Dadurch wurde die Kirche in den verhängnisvollen Zustand gedrängt, der überall „schmerzliche Klagen“ auspreßte und zu den üblen Mißständen führte, die Anlaß gaben zu revolutionärer Bewegung und Widerstand. Die volle Lösung findet Lindner nicht, wenn er erklärt: „Heutzutage ist eine volle Vorstellung von der Macht des mittelalterlichen Papsttums und seiner Kirche kaum möglich, so griffen sie nicht nur geistlich, sondern auch geistig und rechtlich ein“ (S. 79). Auch der Geschichtschreibung des 20. Jahrhunderts blieb die endgültige Lösung der spätmittelalterlichen kirchlichen Zustände vorenthalten. Wesentlich für unser Problem ist das klare Ergebnis: die Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts hat sich von konfessioneller Bindung frei gemacht. Es ist ein Fortschritt in der Behandlung des Spätmittelalters auch in kirchlichen Fragen zu verzeichnen, kein Versagen der Wissenschaft.

II. TEIL.

Die Einzelforschung.

Vorbemerkungen.

Wie sich in der allgemeinen Beurteilung des Spätmittelalters durch die Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts vier große historiographische Schulen aufzeigen lassen, so werden wir denselben auch auf dem Gebiete der Einzelforschung begegnen. Denn erst recht dort machen sich die allgemeinen geistigen Zeitströmungen fühlbar. Vielfach prüft der Untersucher der Spezialforschung gar nicht den inneren geistigen Zusammenhang derselben mit dem großen Ganzen. Er sieht meist nur die Buchstaben der Quellen vor sich, die er philologisch meistert und stilistisch in mehr oder minder lebendige Form gießt. Der Geist, der auf seine Gedanken einströmt, ist derjenige seiner Zeit, den er ungeprüft übernimmt, der natürlich auch, bewußt oder unbewußt, aus den Worten spricht. Daß dieser suggerierte Geist, der da zum subjektiven, voreingenommenen Ausdruck kommt, ein erstickter, einseitiger ist, dem die Weite des Horizontes, der freie Blick für das Erfassen des großen Zusammenhanges fehlt, bezeichnet die Sackgasse, in der sich die Einzelforschung verrannt hatte. Der Anfang der Einzelforschung im 19. Jahrhundert ist denn auch nur wenig verheißend. Romantische und aufklärerische Betrachtungsweise leiden vor allem unter der Befangenheit ihrer Zeitanschauungen. Durchwegs einseitige Behandlung des Stoffes, die teilweise ein vollkommen falsches oder verzerrtes Bild gibt, liegt vielen dieser Untersuchungen zugrunde. Die Ursache dieser Erscheinung erkennen wir, wenn wir uns vor Augen halten, daß man etwa bis zur Mitte des Jahrhunderts die Pflege spezifischer Einzeluntersuchung noch nicht betrieb. Die allgemeine Forderung nach ihr erhob sich bekanntlich erst nach den fünfziger Jahren mit der Vertiefung in die allgemeine Quellenforschung des Mittelalters, auf welche die Begeisterung der Romantik hingewiesen, und welche sich die politische Geschichtschreibung unter dem Einfluß der großen Meister, unter dem mitreißenden Einfluß der nationalen Erscheinungen dieses Jahrhunderts leidenschaftlich vornahm. Von diesem Zeitpunkt an besteht eigentlich erst berechtigter Anlaß, von wirklicher Einzelforschung zu sprechen. Denn was vor dem als ‚Einzelforschung' liegt, welche sich mit be-

stimmten Spezialgebieten befaßt, sind mehr die allgemeinen deutschen Geschichten der wissenschaftlich geschulten Geschichtsforscher, die Landesgeschichten und Biographien der Landesfürsten. Erst der Aufschwung der politischen Geschichtschreibung regte die genaueste Erforschung der Vergangenheit an, wozu die fortschreitende Entwicklung und Umwandlung des Archivwesens noch besonders beitrug.

So ist denn auch das spätere Mittelalter für den landesgeschichtlichen politischen Geschichtsforscher ein durch seine zahlreichen Überreste bevorzugtes Gebiet. Eine umfangreiche Literatur ist im Laufe der Jahre zu unserem Thema entstanden, im Gegensatz zu den spärlichen Ergebnissen, die uns Romantik und Aufklärung bieten. Der leidenschaftliche Kampf, der von konfessioneller Seite um die Wertung der Reformation geführt wurde, rückte naturnotwendig die Beschäftigung mit dem ausgehenden Mittelalter auch für die Einzelforschung in den Vordergrund.

Der Faden der Entwicklung läßt sich in eindeutig aufsteigender Linie verfolgen. Langsam, aber immer deutlicher löst sich die Geschichtschreibung der Einzeluntersuchung von den sie belastenden Vorurteilen und Befangenheiten zugunsten möglichster Objektivität. Die ‚Überlieferung' ist manchmal lückenhaft, unsicher. Am Autor liegt es, das historische Bild psychologisch richtig zu ergänzen, denn oftmals leidet auch die Überlieferung an der Einseitigkeit und Subjektivität des Beobachtenden jener Zeit. Überraschend erfahren wir, in welch ungeheurem Maße der Geschichtschreiber durch die Zeitanschauung beeinflußt wird. Vielfach sind dadurch ganz falsche, verzerrte, einseitig betonte Darstellungen entstanden. Die Geschichtschreibung, die sich für die Einzige, Führende hielt, mußte nach und nach zugunsten einer kraftvolleren, die allein mit möglichster Gerechtigkeit und Sachlichkeit über die Vergangenheit urteilt, weichen.

Es ist nicht Zweck und Aufgabe die Einzelforschung des ganzen Spätmittelalters auf ihre Beeinflussung durch den „Zeitgeist" des 19. Jahrhunderts hin, zu untersuchen. Das alles würde zu weit führen, die Aufgabe erschweren und nur verdunkeln, um unseren gesetzten Gesichtspunkten nachzugehen. Der Ertrag ist reichlich genug, wenn wir uns einem bestimmten Zeitabschnitt bestimmten Persönlichkeiten, die führend in ihrer Zeit standen zuwenden. Damit stoßen wir am ehesten auf konkrete Tatsachen, die beredten Beweis genug für die Beeinflussung der Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts durch die Zeitstimmung liefern.

Unsere Aufmerksamkeit gilt den Epochen L u d w i g s d. B a y e r n und K a r l s d. IV., d e m 14. J a h r h u n d e r t.

I. ABSCHNITT.

Ludwig d. Bayer.

A. Im Lichte der neuen Forschung.

Die staatsmännische Persönlichkeit Ludwigs d. Bayern ist wohl die heiß umstrittenste des späteren Mittelalters. Noch heute ist seine Beurteilung durchaus nicht restlos gesichert. Schon sein Zeitgenosse Mathias von Neuenburg hat auf die scheinbar sich widersprechenden Züge in seinem Wesen aufmerksam gemacht: „Schärfe Deinen Geist, Schreiber! Eine schwere Arbeit harret Deiner, wagst Du es zu schildern den langsamen und langen Flug eines gewaltigen Adlers, der töricht zugleich und klug, achtlos zugleich und sorgenvoll, träge zugleich und glücklich, noch aufstieg, während ihm schon die Flügel versengt waren". (S. S. red. Germ. N. S. 1 IV, 95, ed. Hofmeister, deutsch n. Doeberl, Entwicklungsgesch. Bayerns, I. 2. Aufl. Mchn. 1908 S. 273/274). In der Tat begegnen wir im Charakter und in der Regierung Ludwigs Widersprüchen. Er ist keine streng einheitliche innerlich geschlossene Persönlichkeit. Daher die verschiedene Beurteilung bei Mit- und Nachwelt.

Allerdings geht es in diesem Streit um die Politik Ludwigs immer um das monarchische Recht am Reich. Seine Auslegung kreist um jene welthistorischen Dokumente des Kampfes Kaiser Ludwigs mit dem Papsttum, auf denen im Sinne ihrer Zeit Wesen und Selbstbewußtsein des deutschen Staates beruhen. Daß das Kaisertum aus diesem Kampfe stillschweigend siegreich hervorging ist das große Verdienst des Wittelsbachers.

Erst allmählich rang sich die Geschichtswissenschaft zu der gegenwärtigen entschiedeneren und einheitlicheren Beurteilung Ludwigs durch, die Richard Moeller, (1) W. Erben, (2) Edmund E. Stengel (3) und neuerdings Bernhard Schmeidler (4) in ihren Werken vertreten.

Vor allem ist er nicht der wankelmütige Politiker, als den man ihn bisher geschildert hat. Was man früher dafür gehalten, kann gemessen an seinen politischen Taten nur der irrigen Auslegung der Quellen entsprungen sein (Stengel 79). Nicht jähe, schwächliche Gesinnung und Charakterschwäche, sondern immer wieder Hinterhältigkeit und Unzuverlässigkeit haben ihm die Zeitgenossen vorgeworfen. „Er sage oft das eine und tue das andere. Weder auf sein Wort noch auf seine Briefe könne man sich verlassen" (S. 78). Durch alle Wendungen seines Kampfes ist eine

gewisse Doppelzüngigkeit bemerkbar. Deshalb nannten ihn wohl auch die Notare des Erzbischofs Balduin von Trier „Dyptongus“, ein erheblicher Beleg für die schlaue diplomatische Kunst, die Ludwig betrieb, und die für die Diplomatie des Spätmittelalters überhaupt bezeichnend ist. Hinter dieser raffinierten Politik des Kaisers, die anzuwenden er durch die ebenso gerissene des Klerus gezwungen war, hinter seinem listigen „Wankelmut“, hinter seinen „Demütigungen“, des seine letzten Karten nicht aufdeckenden Spielers, steht die zähe Konsequenz eines nüchtern rechnenden „Realpolitikers“ großen Formates. Unbeirrt bleibt er den einmal gefaßten Plänen treu: mit unermüdlicher Arbeit und Aufopferung verteidigt er das Eigenrecht des Kaisertums gegen die Herrschaftsgelüste der Weltkirche. An Stelle des Dualismus von Kaiser und Reich erstrebt er wieder, nicht ohne Erfolg, ihre Verschmelzung (vgl. Möller a.a.O. S. 153, 158). Sein Ideal ist die „Erneuerung des älteren Reiches“ (S. 154).

Beleuchten wir kurz die Politik Ludwigs in den einzelnen Phasen:

Im Kampf um die Krone hat er geleistet, was unter schwierigen Umständen möglich war. Durch die Schlacht bei Mühldorf (1322) konnte er seinen Gegner schlagen. Die weiteren Anerbietungen Ludwigs an diesen, der Gedanke der Mitregentschaft sind nur als „diplomatische Schachzüge“ zu werten. Ohne Approbation beanspruchte er die Herrschaft in Italien aufgrund der Majoritätswahl durch die Kurfürsten. Der Tatsache nach ist er von vornherein ein Gegner des päpstlichen Approbationsanspruches, vielleicht ohne sich des Gegensatzes bewußt zu sein (S. 25). Zum ersten Mal seit dem Interregnum hat „ein deutscher König sich so in offenem Gegensatz zur Kurie gestellt“ (S. 45). Ein diplomatisches Manöver in diesem verzwickten Streite ist in diesem Zusammenhang auch der angebliche „Verzicht auf das Reich“ vom Jahre 1333. Der Verzicht sollte, ohne der Kurie vorher amtlich mitgeteilt zu werden, nach der Absolution automatisch in Kraft treten. „Das Recht des gewählten römischen Königs soll jedem Eingriff des Papstes entzogen bleiben“ (Stengel, 66). Ohne Mitwirkung fürstlicher oder gar kurfürstlicher Reichskreise erläßt er unter dem Einfluß der berühmten Minoriten gegen die anmaßenden Prozesse des Papstes (die am 8. Oktober 1323 beginnen) seine großen Appelationen von Nürnberg, Frankfurt und Sachsenhausen (5). Fünfzehn Jahre lang führt er und sein Hof den Kampf gegen die Kurie allein. Denn die Fürsten haben während der 14 Jahre bis 1338 hin, nicht daran gedacht, das bedrohte Reich zu schirmen, dem Kaiser beizustehen. Des Reiches Interessen mußten zurückstehen hinter den

partikularistischen, territorialen und dynastischen Zielen. Für den Reichsgedanken hatten die selbständig gewordenen Landesherren nichts mehr übrig (Möller, 53—55). Man wird daher — so geneigt auch andere Forscher hiefür sind — nie mit Recht sagen dürfen, daß die damalige fürstliche Politik „wohl auch den Interessen des Reichs entsprach, unter den Verhältnissen wie sie nun einmal tatsächlich geworden waren" (6). Über eine vermittelnde Rolle sind sie gar nie hinausgekommen. Lange noch standen auch die Kurfürsten seitab. Es bedurfte großer Anstrengungen und Opfer Ludwigs, sie für das Reich zu erwärmen. Erst später hat dann mehr und mehr das ganze Reich Anteil an seinem Kaiser genommen, und eine Stimmung Platz gegriffen, die schon als „echter Ausdruck nationalen Gefühls" gelten darf (Stengel 85 f.). Nachdem sich Ludwig unter dem Einfluß der Ideen des Marsilius von Padua von Vertretern des römischen Volkes hatte krönen lassen, seinen päpstlichen Feind Johann XXII., der immer neue Prozesse gegen ihn betrieb, wegen Häresie und Majestätsverbrechen absetzte und einen neuen Gegenpapst, den Minoriten Petrus v. Corvara (Nikolaus V.) aufstellte, konnte Ludwig in Deutschland, wo die Entrüstung über die schmähliche Art, in der die römische Kurie mit dem Kaiser und dem Reich umging, die politische Lage sehr geschickt für sich ausnützen: „große Teile der deutschen Kirche, Bischöfe und Orden, und unbedingt die Städte hingen Ludwig an und hielten durch alle Wechselfälle an ihm fest" (Schmeidler S. 72). So kam es im Jahre 1338 und 1339 zu „großen und bedeutungsvollen Handlungen und Erklärungen des deutschen Volkes und seiner Vertreter". Stengel nennt die Tage von Rhens „einen der größten Höhepunkte unsrer Geschichte, einen der wichtigsten Sammelpunkte auf dem Wege der Entwicklung des deutschen Staats- und Nationalgefühls" (Stengel, 113). Es war aber auch nicht „der einheitliche und spontane Akt einer nationalen Front, sondern in seinem eigentümlichsten Gehalt ein Stück nüchtern verhandelnder Diplomatie" (ebenda). Die Ereignisse von Rhens zeigen Ludwig als die treibende Kraft. Moeller hat diese Betrachtungsweise in seiner eindrucksvollen Monographie gar zugespitzt zu der Vorstellung, daß alle politischen Unternehmungen die sich um den Mittelpunkt des Kurvereins von 1338 drehen, ein folgerichtiges System bildeten, dessen Urheber Ludwig selbst sei. Eine Formulierung, die das schwankende geschichtliche Bild Ludwigs verlockend auf festeren Grund stellt (m. E. aber mit manchen impulsiven, zu sehr auf Umwegen irrenden Handlungen des „Zauderers" Ludwig nicht übereinstimmt). Zweifelsohne sind die Beschlüsse von Rhens, Ludwigs bedeutendste Tat, der „rocher de bronce" des deutschen Staatsrechts geworden, den die Kurie nicht umzu-

stürzen vermochte (vgl. S. 225). Gleichwohl war dieser letzte große Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum „ein Streit um Worte ohne realen Inhalt“ (Schmeidler, 71). Kaiser und Papst ließen sich gegenseitig zu Übergriffen in die Rechte des anderen hinreißen, die in ihren letzten Folgen utopisch und undurchführbar waren. Durch den Streit wurde die Entfremdung weiter Volkskreise von der Kirche gefördert (vgl. ebenda).

Auch in der Verfolgung seiner territorialen, auf den Gewinn von Hausmacht gerichteten Politik war Ludwig erfolgreich. Mit radikaler Konsequenz, Berechnung und Nüchternheit, unmögliche Wege in der raschen Verfolgung seiner Ziele nicht scheuend, war er darauf bedacht durch die gewaltige Vermehrung seiner Hausmacht die Krone den Wittelsbachern zu sichern. Die rücksichtslose Territorialpolitik Ludwigs erregte durch die Anwendung der einzelnen Mittel vornehmlich bei den neidischen Kurfürsten reichen Anlaß zur Kritik. Seine sonst so begeisterte Liebe und Verehrung in weiten Kreisen des deutschen Volkes ward dadurch geschmälert. Unbesiegt und in überlegener Stellung im neuen Thronstreit mit dem nachmaligen Karl IV. ist er am 11. Oktober 1347 schnell und plötzlich gestorben.

„Ein Herrscher mit solchen Erfolgen, unter so schwierigen Umständen kann weder ein Schwächling noch ein unselbständiges Geschöpf in der Hand anderer gewesen sein“ (S. 75). Mit Fug und Recht hat daher die neue Forschung die Entschiedenheit, den „Eindruck großartiger Einheit“ und Folgerichtigkeit hervorgehoben, die die einzelnen Phasen seines Lebens und seiner Politik überstrahlen (Stengel, 194).

B. Im Lichte der Forschung des 19. Jahrhunderts.

1. Unter romantischer Beeinflussung.

Worauf schon in den Vorbemerkungen hingewiesen wurde, läßt sich für die romantische Geschichtsauffassung zu Beginn des 19. Jahrhunderts von einer Einzelforschung kaum sprechen. Wenigstens für die Zeitepoche Ludwig des Bayern kommen nur veraltete Biographien in Betracht. Allgemeine deutsche Geschichten und Landesgeschichten, die für die romantische Auffassung kennzeichnend wären, behandeln unseren Abschnitt nur sehr flüchtig. Für Ludwig d. B. wird daher die Untersuchung des romantischen Einflusses nur von spärlichem Ergebnis, nur andeutender Hinweis sein.

Wenn daher R. Zirngibl eine Lebensgeschichte Ludwigs d. B. verfaßt (7), die dazu noch als Preisschrift von der kgl. Bair.

Akademie ausgezeichnet wurde, so ist vor allem darauf zu achten, daß diese Lebensgeschichte Ludwigs unter landespatriotischem Aspekt „mit besonderem Hinweis auf das Haus Wittelsbach“ geschrieben wurde. „Keine Urkunde soll auftreten, die sich nicht auf die Tatsachen“ stützen, welche Ludwig „als klugen Regenten seiner Erbländer und als würdiges Oberhaupt des deutschen Reiches“, als einen „frommen Verehrer und Beförderer der Religion und der wohltätigen Stiftungen“, als einen „standhaften Verfechter der deutschen Freiheit“ darstellen (S. 3, 4). Schon daraus ist zu sehen, wie groß der wissenschaftliche Wert dieser Biographie ist. Sogar Joh. Friedr. Böhmer spricht ablehnend von dieser „entschiedenen Lobschrift“ Zirngibls, in welcher „Kindliches mit Kindischem in auffallender Weise gemischt ist“ (8). Ludwig wird nur in idealem, romantisch verherrlichendem Lichte gesehen. Sein Charakter, seine Taten erscheinen nur in vorteilhaftester Betrachtung, er ist der „edelste Fürst“, der „Fels“, an dem sich alle Feinde brechen, der „letzte Kaiser, an dem die Päpste die Wirkung des Kirchenbannes versucht hatten, wobei sie zwar sein Gemüt beunruhigen, aber seine Würde nicht verdunkeln konnten“ (Zirngibl, 535). In diesem verherrlichendem Tone ist die ganze Biographie geschrieben. Daneben sprechen allgemeine romantische Züge mit: Die Abhängigkeit des Menschen von allgemeinen Kräften, die persönliche Ausprägung, die Verherrlichung der Kirche, ein gewisser Zug zum Nationalen werden betont.

2. Der aufklärerische Einfluß.

Da wir auch bei der aufklärerischen Schule noch nicht im Sinne einer Einzelforschung sprechen können, beschränken wir uns hier hauptsächlich auf die allgemeinen Darstellungen deutscher Geschichtswerke. Daneben verzeichnen wir landesgeschichtliche und biographische Versuche. Immer dann, wenn sich Ludwig in seinem Kampf gegen das Papsttum und den Klerus wendet, findet er bei den aufklärerischen Geschichtschreibern, die ihn hier in Verkennung — denn Ludwig war bestimmt eine religiöse Natur — für einen ‚aufklärerischen‘ Geist halten, der aus geistiger Überzeugung gegen die ‚kirchliche Gebundenheit‘ steht, hohe Anerkennung. Scharfe Kritik hingegen, wenn er den Forderungen der Päpste scheinbar entgegen kommt, versucht ist, sie anzunehmen, oder wenn seine Politik überhaupt andere Wege geht. So wird in echt aufklärerischer Weise auch in moralischer Hinsicht über Ludwig zu Gericht gesessen und andrerseits will man das Publikum mit Hervorhebung der einzelnen historischen Beispiele belehren und beeinflussen. Die Quellen werden nach wie vor unkritisch und unter einseitiger Bevorzu-

gung ‚aufklärerischer' Elemente benutzt, die Darstellung Ludwigs ermangelt der Vollendung. Subjektive und objektive Momente wirken wetteifernd zusammen, um jeden ruhigen Eindruck unmöglich zu machen. Selbst Widersprüche tauchen auf. Der geistigen Zeitströmung wird zu viel Neigung entgegengebracht, einseitige Stoffbehandlung steht aufdringlich im Vordergrund. So irrt diese Betrachtung ratlos an der Oberfläche herum, ohne die tiefere Charakteristik Ludwigs zu erfassen. Der Fortschritt gegenüber romantischer Verherrlichung ist die kritische Einstellung. Ein Bessermachen liegt noch in weitem Abstand.

C. A. Menzel behandelt im 3. und 4. Band seiner dickleibigen Geschichte der Deutschen (Breslau 1818) die Zeitepoche Ludwigs d. B. Der Kaiser ist ermüdet des endlosen Zwistes, der alle seine Tätigkeit lähmte und der Eigenmacht und Willkür der Reichsfürsten bequemen Vorwand lieh. Da es ihm an „ausgezeichneter Geisteskraft gegen die aushöhlende Kraft unabseligen Verdrusses fehlt", so „sehnte er sich nach Ruhe" (IV, 197/98). Der Zwiespalt und Feind der kaiserlichen Seele liegt in seiner eigenen Brust; es sind Gewissensangst und Kleinmut ob des über ihn hängenden Bannes. Menzel sucht die Ursache dieses Elends noch in den allgemeinen Zuständen, nicht in der Person des Kaisers allein (vgl. S. 105). Denn weit näher liegt doch „der natürliche Einwand des gesunden Menschenverstandes", warum sich der Papst über keinen andern Fürsten in ganz Europa ein Recht anmaße wie über den Kaiser (vgl. S. 210). Diese Frage führt zu nationalen Erörterungen, die deutlich unter dem Eindruck der Freiheitskriege stehen. Es ist unverständlich, daß die Deutschen den ‚unerhörten' Mißhandlungen des Kaisers durch den Papst — gemeint ist Johann XXII. — zusahen, „ohne anderes als was eben die höchste Not fordert, dazu zu tun" (S. 226).

Das Bild Ludwigs ist unvollständig und reich an Widersprüchen. Es fehlt auch am ehrlichen Willen diesem Zeitabschnitt gerecht zu werden.

Mit Vorsicht ist die Biographie von Joseph Schlett zu genießen (Sulzbach 1822). Romantische Verherrlichung Ludwigs, die in dem Charakter und der Bestimmung dieser ‚wittelsbachischen' Biographie von vornherein gegeben ist, verquickt sich mit rationalistischen Grundsätzen. Von Kritik ist nicht die Rede. Anscheinend sind nur die Quellen benutzt, die Gutes über den „berühmten Kaiser des Mittelalters" aussagen, dessen Ansehen nicht nur in Deutschland, sondern auch in Italien, England, Frankreich groß war, und der sich durch „Herzensgüte und wahre Frömmigkeit, als durch Rechtschaffenheit und Regentenweisheit" auszeichnete (Vorwort III).

Überall tritt die Überschätzung und Glorificierung Ludwigs zutage: „wie eine milde Sonne geht Ludwig d. Bayer aus dunkler Nacht hervor“ (S. 5). Der alte Freiheitssinn, der kriegerische Geist, die verjährte Gewohnheit sich selbst Recht zu schaffen, ist immer noch sichtbar genug in der „romantischen Gestalt“. Zart werden die Fürsten behandelt. Sie erkannten unter den päpstlichen Anmassungen, daß „mehr Einheit unter ihnen nötig wäre“ (S. 183). Um dem deutschen Vaterlande Ruhe und dauerhafte Selbständigkeit zu geben, um die Fürsten, Edlen und Bürger zu „schönen, ihres berühmten Namens werten Taten“ zu entflammen, trat der „menschenfreundliche Kaiser, ihr Schützer und Warner“ mitten unter sie (S. 184). Hätte sich doch Schlett die Tatsachen vor Augen gehalten, wie diese Fürsten und Edlen ihren Kaiser im Stich gelassen und ihn verraten haben! Die Tage von Rhens nennt Schlett „die Kraftäußerung der Vernunft über die verjährten Vorurteile des Irrtums“ (S. 186). „Das goldne Zeitalter deutscher Freiheit, deutscher Wohlhabenheit näherte sich“ (S. 199). Wie schmachtend der Abschluß, als Ludwig plötzlich aus dem Leben gerissen wird: Germanien ist in seiner ferneren, ihm eigenen Ausbildung gehemmt, sein Ziel vernichtet. Die Republiken von Fürsten (?), die Bündnisse reicher und mächtiger Städte — wahrscheinlich hat Schlett hier die Hanse im Auge — versinken, da Ludwigs Geist verschwunden. Daß solche landespatriotische Verherrlichung auf wissenschaftliche Anerkennung keinen Anspruch erheben kann, liegt wohl auf der Hand. Beachtlich die Tendenz, die man damit wahrscheinlich verfolgte, indem solche Bücher dem ‚königstreuen‘ bayerischen Volke auf den Tisch gelegt werden. Kulturhistorisch wohl von Wert, historisch bezeichnend für den Tiefstand der geschichtlichen Auffassung. —

Von der gleichen Idealisierung Ludwigs besessen ist Andreas Buchner, Professor der Geschichte am Mädchenlyceum und später Mitglied der kgl. bayr. Akademie der Wissenschaften. Unter dem klingenden Namen „Geschichte von Bayern“ kündigt er 8 Bände an. Der Untertitel des 5. Bandes: ‚Neuere Geschichte von Bayern unter den Regenten aus dem Hause Wittelsbach‘ weist auch hier auf den „Gelegenheitshistoriker“ hin. Denn um es gleich vorweg zu sagen, seine bayerische Geschichte ist von wissenschaftlicher Gründlichkeit weit entfernt. In Anlehnung an Quellenfunde in München im Reichsarchiv, vermischt mit Zügen, die aus der allgemeinen Geschichte hinlänglich bekannt sind, wird ein Bild der „Bayerischen Geschichte“ gegeben, das dem kritischen Leser wenig vertrauenswürdig erscheint. Der große Zusammenhang mit anderen Dokumenten fehlt. Der Ertrag der buchnerischen Geschichte ist daher ein

dürftiger. Schon Johann Friedr. Böhmer weist im Vorwort seiner Regesta Imperii (Frankfurt 1839, XII) auf die nationale Vorliebe Buchners hin. Einleitend wird das Zeitalter Ludwigs mit schwungvollem Hinweis auf seine Größe und Bedeutung beleuchtet, den großen Kaisern des Reiches, wie Otto I., Friedrich I. und Frierich II. an die Seite gestellt. Mit Eifer wendet sich der Aufklärer Buchner dem Kampfe des Kaisers mit dem Papste zu, dessen Verfahren er als „unerhört und mutwillig" dem „guten und vortrefflichen Herrn, dem würdigen Herrscher" gegenüber empfindet. Mit breitgemalter Genugtuung schildert er den „Enthusiasmus" des römischen Volkes, das sich gegen Papst Johann und dessen Anhänger die „größten Ausschweifungen" erlaubte und die Strohpuppe, die Johann vorstellen sollte als einen „Ketzer" auf öffentlichem Markte verbrannte (IV, 1826, S. 408 f.). Wo irgendwie möglich werden die Päpste als „Erzketzer" beschimpft (S. 454/55), als Schwächlinge, denen bei jedesmaligem Kommen der Gesandten Ludwigs, ob dessen „Frömmigkeit" die „Tränen" in den Augen stehen (S. 468/69). Und doch ist Ludwig nicht der tapfere Mann, denn gleich darauf spricht Buchner von ihm als dem „furchtsamen und unbeständigen" Fürsten, den Papst Benedikt durch „Drohen und Verheißen am Gängelbande" führt, wie er nur will. Romantische Anschauungen mischen sich mit aufklärerischen. Die Darstellung ist daneben befangen von kurzsichtiger patriotischer Hingabe an die Landesgeschichte, und allein von dem Gedanken getragen, dem Landesfürsten eine zufriedenstellende Geschichte Bayerns zu liefern. Beachtenswert, wie stark eigentlich die landesgeschichtliche Forschung hinter der allgemeinen nachhinkt. —

Denn erreichen auch die allgemeinen Geschichten kein besonders hohes Niveau, so zeichnen sie sich doch, wenn auch in steter Einseitigkeit und Voreingenommenheit, durch kritischere Stellungnahme aus, die aber nur so weit geht, solange sich Ludwig im Sinne der ‚Aufklärer' gegen das Papsttum wendet.

Wie rühmlich steht Ludwig noch, als er für sich allein „aus königlicher Machtvollkommenheit" die Unabhängigkeit „der teutschen Krone gegen den Papst ausspricht!" (9). Und wie klein, da er schon „im ersten Schrecken alles widerruft und auch seine Schützlinge (gemeint sind die Minoriten) preisgibt". In diesem Lichte sieht I. C. Pfister in seiner ‚Geschichte der Teutschen' die Erscheinung Ludwigs d. B. Die andere Seite kritischer Einstellung ist das aufklärerische Moment der moralischen Belehrung, wozu sich das unter dem Einfluß der Befreiungskriege stehende Nationalgefühl fügt. Von moralischem Standpunkt wird die wichtige Erwerbung Tirols durch Ludwig beurteilt, die Pfister als „doppelt schimpflich" empfindet. Politisches Verständnis liegt ihm ferne.

„Ländergier“ ist das Motiv für Ludwigs Hausmachtpolitik, die er sich durch „elenden Wortbruch“ erwirbt (S. 211). Unter ähnlichen Auspizien werden die Tage von Rhens und Frankfurt verfolgt. Endlich nach langer Schmach und Erniedrigung des Reiches in seinem Oberhaupt, sah man den Tag, an dem der Kaiser mit Beistand der Fürsten (?) die „Ehre und Würde des Reiches“ wieder herstellte.

Von einer richtigen geschichtlichen Auffassung ist noch wenig Ahnung vorhanden. Sie bewegt sich noch ganz in der Voreingenommenheit der aufklärerischen Betrachtungsweise. Dadurch entsteht, umständlich beschrieben, ein falsches, verzerrtes Bild jener Zeiten.

Unter ethischen Gesichtspunkten betrachtet auch der große Zeitgenosse Rankes, F. C. Schlosser, in seiner Weltgeschichte das Zeitalter Ludwigs (10). Denn moralisch betrachtet, war Ludwigs Regierungszeit durch den Bürgerkrieg in eine „Anarchie“ geworfen (S. 129). Die Erkenntnis für die innere Geschichte von Deutschland wird durch die unselige Einrichtung der eingeführten Erblichkeit der Fürstentümer erschwert. Die Geschichte zeigt, wie verderblich solch Unternehmen war (S. 126). Aus moralischen Grundsätzen Schlossers heraus kommt Ludwig verhältnismäßig schlecht weg. Auch dort, wo er im Sinne der Aufklärung gegen die kirchliche Gebundenheit und Anmaßung des Papsttums kämpft. Kantische Maximen stützen das streng-ethische Urteil Schlossers, der dadurch seine Leser zur „Tugend“ zu erziehen glaubt. So ist Ludwig ganz „ein Kind seiner Zeit“. Einerseits zittert er „feige“ vor der Hölle, und betet und huldigt den Pfaffen, um ihr zu entgehen. Auf der andern Seite scheut er nicht, mit Gewalt und Unrecht zu rauben, was ihm auf dem Wege des Rechtes nicht gelang (vgl. S. 147). „Furcht vor der Hölle“, vor einem Papste, der Deutschland „aussog“, beschleicht die jämmerlich geschilderte Gestalt Ludwigs, der dazu nicht streng und konsequent genug gegen den Klerus vorging (S. 146/167). Mit großer Schärfe richtet sich der aufklärerische liberale Zorn Schlossers gegen das Papsttum und den Klerus. Ludwig tritt hierbei naturgemäß als der geschilderte Schwächling in den Hintergrund. „Unerhört“ nennt er die Verordnungen des Papsttums, die im kanonischen Recht dann zum Gesetz erhoben werden, wonach während eines Zwischenreiches die kaiserliche Gewalt an den Papst übergehe, und daß der vom Kaiser bei der päpstlichen Krönung geleistete Eid, ein Eid der Treue oder ein Vasalleneid sei. „Unverschämt“ heißt er die weltlichen Forderungen des „heftigen Mönches“ Johann XXII. nach dem Besitze von Mailand. „Lächerliche Mönchsstreitigkeiten“, „der Ketzerei verdächtig“ den Streit um die Armut Christi (S. 141,145). Glücklicherweise verlor aber

diese „Pfäffische Schlauheit“, die es so täuschend verstand, das Verfluchen und Verdammen, die Ausbrüche selbstsüchtiger Wut, mit dem Mantel christlicher Liebe zuzudecken, so sehr alle Maßstäbe, daß selbst „die frommen, geduldigen, demütigen Deutschen“ endlich merkten, daß es „hohe Zeit“ sei, die „weltliche Regierung gegen fernere päpstliche Anmaßung“ zu schirmen (S. 148, 157). „Endlich einmal wurde deutscher Patriotismus geweckt“ (S. 171). Aber nun sollte sich „die schmutzige Käuflichkeit der deutschen geistlichen und weltlichen Herren“ erweisen. Sie waren es, die die Tage von Rhens nur „zur leeren Pracht und zu leeren Zeremonien“ machten (S. 172). Aber die Städte des Reiches, der Sitz der Aufklärung und Zivilisation (!), machten Ludwigs Sache zu einer „Nationalangelegenheit“ (S. 174/75). Natürlich hätte man es anders und besser machen können. „Wie ganz anders hätte Ludwig sich und dem Reiche genützt, wenn er, statt zu bitten und zu verhandeln, mit England verbunden den französischen König bekriegt und so die von diesem gehemmte Aussöhnung mit dem Papste ertrotzt hätte!“ Aber seine und seiner Deutschen Bestrebungen waren eben nur „ganz kleinlich“ und bloß auf „elenden Geldvorteil“ berechnet. Die deutsche „Förmlichkeit und Umständlichkeit“ hinderte einen entscheidenden Beschluß des Reichstages gegen die päpstliche Anmaßung. Vor „lauter Gründlichkeit“ kam man nicht dazu. Und vor lauter moralischen Urteilen kommt Schlosser nur zu einem dürftigen Ergebnis der Darstellung dieser Epoche. Wie stark seine Schilderung von diesen aufklärerischen Maximen befangen ist, tritt klar zutage. Zu sehr vermißt man die gründliche Quellenuntersuchung. Sie werden ungeprüft übernommen, die subjektive Neigung spricht bei der Auswahl stark mit.

Grundsätzlich ist, verglichen mit den eben untersuchten Darstellungen, wenig Unterschied vorhanden. Lediglich das Geschick die verschiedenen Quellen gegenseitig zu stützen und zu ergänzen entscheidet. —

Eine gewisse Überleitung ist durch die ‚Geschichte der deutschen Monarchie‘ von Dr. E. F. Souchay gegeben, insofern, als hier das politische Element betont wird. Freilich liegt die aufklärerische Belastung noch zugrunde. Aber schon zeigt sich, wenn auch einseitig übertrieben, der Anfang zu freierer Betrachtung. Politische Forderungen werden erhoben (11). Liberale Ideen, die von Souchays Tätigkeit im Frankfurter Stadtparlament herrühren, treten hervor. Da er überzeugter Monarchist ist, wird Ludwig nicht schlecht bei ihm wegkommen. Das von ihm entworfene Bild ist denn auch ansprechend, wenn er sich auch in Widersprüche verwickelt. Groß ist Ludwig natürlich dann, wenn er gegen den Klerus und das Papst-

tum sich wendet. So erfahren wir, daß Ludwig zu seiner Zeit sicherlich einer der „besseren“ unter Deutschlands Fürsten war (III, 259), ein nüchterner und verständiger Mann (vgl. S. 183), aber doch nicht der Mann, der, wenn er, wie im 16. Jahrhundert die Kurfürsten von Sachsen, wahrhaft aus Glauben auf die Lehre der Minoriten (vor allem des Marsilius von Padua) eingegangen wäre, eine „gewaltige Erschütterung“ herbeigeführt hätte (vgl. S. 202). Bei der begeisterten Stimmung des Volkes hätte er ohne sichtliche Gefahr den Kampf mit dem Papste zu seinem Vorteil aufnehmen können, aber tiefeingewurzelte „Angst um sein Seelenheil“ umhüllten die „Klarheit seiner Vernunft“ und zerrütteten die „Festigkeit seines Willens“ (S. 219). War auch seine Lage noch so günstig, so raubten ihm „Schwäche und Wankelmut“, Mangel an Vertrauen zu sich die Kraft (S. 246) und Konsequenz. Tapferkeit, bewunderungswürdige Treue und Edelmut, ja Frömmigkeit mischten sich bei ihm mit Roheit und Grausamkeit, „wie bei den Wilden“ (S. 256/57).

Scharf wird das Tun des Papsttums verurteilt. Johann XXII. liebte Macht und Geld in der „unanständigsten Weise“ (S. 197). Schnöde ist die Art der Mißhandlung, die dem Reiche widerfährt. Nur in der Erkenntnis seiner „vom Mammon angefressenen Seele“ verficht Johann XXII. die Lehre vom Fegfeuer (S. 227). Daß das Übermaß der päpstlichen Anmaßungen endlich Anlaß zu einer „patriotischeren“ Haltung der deutschen Stände gibt, wird begrüßt. Leider ist dieser deutsche Gemeingeist zu jener Zeit eine seltene, wenn auch „erfreuliche“ Erscheinung. Die Fürsten erfahren wegen ihrer selbstsüchtigen Politik Tadel. Im Grunde genommen blieb der „Monarch“ Ludwig doch immer Oberhaupt des Reiches, Bewahrer des öffentlichen Friedens, der seine Autorität zu behaupten wußte. Denn an „Einsicht in die wahren Pflichten und Vorteile seiner Stellung“ fehlte es ihm nicht (S. 260).

Sicherlich ist diese Darstellung Ludwigs die beste unter den aufklärerischen Geschichtschreibern. Die geübte Kritik ist treffend, wenn ihr auch die tiefere Erfassung hierfür fehlt. Noch tritt die Gestalt Ludwigs nicht völlig losgelöst aus dem Bannkreis aufklärerischen Geistes hervor. Zahlreich begegnen die Widersprüche.

Zusammenfassend läßt sich über die aufklärerische Betrachtungsweise für den Einzelabschnitt der Zeit Ludwig d. B. sagen, daß das Ergebnis doch ein recht dürftiges und vages ist.

Der wirklichen Einzelforschung der politischen Geschichtsschule bleibt es vorbehalten, hier bahnbrechend durchzudringen.

3. Die politische Richtung.

Der von Ranke ausgehende Einfluß und sein Verlangen, auf die ursprünglichsten Quellen wieder zurückzugehen und diese kritisch zu prüfen, bewirkte eine große Vermehrung der geschichtlichen Einzeluntersuchung besonders für das politische Problem. Sorgfältige Spezialarbeiten werden gefordert. Die Zeit der wissenschaftlichen Monographien ist gekommen. Das Geschichtsstudium nimmt einen starken Aufschwung. Einzelne große Zeitabschnitte, wie der unsrige, werden genauer unter die Lupe genommen. Für den Zeitabschnitt Ludwig d. B. bildet besonders die Regestensammlung Joh. Friedr. Böhmers, die Urkunden Kaiser Ludwig d. B., die 1839 erstmalig in Frankfurt a. M. erschienen und die durch 3 weitere Ergänzungshefte der Jahre von 1846—1865 vermehrt wurden, eine große Bereicherung und ungeheure Anregung für die Geschichtschreibung. Eingehende Spezialstudien werden getrieben. Es genügt nicht mehr, mit Hilfe eines einzelnen glücklich herausgefaßten Aktenstückes ein Blitzlicht auf die geschichtlichen Zustände zu werfen, sondern das Gemälde muß auf Grund sorgfältiger Quellenstudien wie ein Mosaik zusammengesetzt werden. Schärfere Herausarbeitung der feinen Züge und Linien tritt zutage, das Gesichtsfeld wird verengert, um sich desto gründlicher mit dem Spezialstoff zu beschäftigen. Das Ergebnis ist ein überaus scharfes und klares, und rückt der objektiven Wahrheit ganz nahe. Allerdings ist das Ziel nicht so leicht erreichbar. Unendliche Mühe und Arbeit muß zuvor geleistet werden, ein weites Feld von wüstem hartem Boden mit Sorgfalt und Liebe durchgepflügt, viel üppig aufgeschossenes Unkraut beseitigt werden.

Und gerade auf dem Gebiet der politischen Einzelforschung muß mit dem „Vorurteil“, das wir für unsere Untersuchung bereits im 1. Teil festlegten, aufgeräumt werden. Das Unterfangen ist schwer. Wir werden es im Einzelnen erkennen, wenn wir uns in die Materie selbst vertiefen.

a) Ludwig d. B. in einseitig negativer Darstellung.

Vor allem haben wir uns mit dem Einfluß der politischen Geschichtschreibung auseinander zu setzen, der von Giesebrecht und Sybel herkommt, wonach das Spätmittelalter — und damit die Zeit Ludwig d. B. — nur im dunklen Schatten der staufischen Kaiserherrlichkeit liegt. Im Vergleich zu dieser erscheint das Spätmittelalter nur als die Epoche des Verfalles, der Zersetzung und Auflösung. Seine staatlichen Zustände sind aussichtslos, die spätmittelalterlichen Könige und Kaiser Schwächlinge und unfähige Herrscher. Nur die kulturellen Verhältnisse werden gelegentlich ob

ihres „Unpolitischen“ wohlwollend gestreift. Im Ganzen wird das Spätmittelalter als Negativ der eigenen gewaltigen und großen Zeit angesehen.

Parallel damit läuft, etwa von 1860—1880, eine kritischere Richtung, die allmählich die Stellung Ludwigs positiv herausarbeitet und etwa von 1890 ab die unbestrittene Führung übernimmt.

Die hier versuchte schematische Einteilung, veranlaßt durch die zahlreiche diesbezügliche Einzelforschung, scheint umso berechtigter, als dadurch der Fortschritt der geschichtlichen Auffassung der Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts auch für die Zeit Ludwigs desto offensichtlicher wird.

So wissenschaftlich ernst diese ‚negative‘ Richtung auch bis in die letzten Einzelheiten arbeitet, so bedauerlich ist die Feststellung, daß es ihr nicht gelingt, sich von dem allgemeinen Strom der Zeit loszulösen. Ohne Zweifel ist es dem, nun erst in seinem wahren Umfange erkennbaren Einfluß der Geschichtschreibung eines Giesebrecht und Sybel zuzuschreiben, wenn trotz dieser gründlichen und hoch anerkennenswerten Einzelarbeit von vornherein für die allgemeine und grundlegende Betrachtung der betreffenden Untersuchung die Richtschnur dadurch gegeben ist. Sicherlich handelten diese Forscher im bestimmten Glauben, die einzige Wahrheit gefunden zu haben. Daß dabei die zeitliche Voreingenommenheit, die unbewußte subjektive Neigung für gewisse Zeiströmungen den hauptsächlichen Ausschlag gibt, welcher oftmals zu ganz falschen Darstellungen verleitet, dies zu verfolgen soll das nächste Ziel sein.

Hören wir die konklusive Auffassung Sybels über Ludwig d. B., welche durch dessen allgemeinen Einfluß so bestimmend für die politische Geschichtschreibung werden sollte (12). Mit geringer Hausmacht stieg der Fürst auf den deutschen Thron. Lange Zeit schien es, als ob er sich gegen seine mächtigen Gegner, die Habsburger, Luxemburger, den Papst und dessen Organe, nicht behaupten würde. War er auch „kein hervorragender Geist“ und „noch weniger ein großer Charakter“, so hatte er doch „Willenskraft genug“ den Streit aufzunehmen. „Hinreichende Einsicht“, seine natürlichen Verbündeten zu erkennen, unterstützte ihn (S. 79, 80). Die nachhaltige Kraft der nationalen Bewegung, die ihr Ziel in der „siegreichen Erhebung des nationalen Königtums“ erblickte, eröffnete für Ludwig denkbar beste Aussichten. „Unglücklicherweise war Ludwig d. B. einer solchen Aufgabe persönlich bei weitem nicht gewachsen“. Wohl begriff sein Verstand das Heraufsteigen der neuen Zeit, aber sein Herz steckte noch in mittelalterlicher Umnachtung. Dem Papsttum will er zwar die Freiheit der nationalen Krone abringen, aber im Stillen fürchtet er von dem päpstlichen Fluche die ewige

Verdammnis. Die Vergrößerung seines Hauses geschah auf „rechtlose“ Weise. „So ging sein Leben in stetem Wechsel geräuschvoller Erhebung und nichtigen Ergebnissen dahin“ (S. 81). Diese einseitige und negative Auffassung Sybels wurde zum großen Teil vorbehaltlos übernommen.

Schon die Titel der verschiedenen Arbeiten besagen, daß wir es nicht mehr in der Hauptsache mit allgemeinen deutschen und Landesgeschichten zu tun haben, sondern mit konkreten Untersuchungen — vielfach Dissertationsarbeiten — von einzelnen Ereignissen, Zuständen, Personen und deren Verhältnis zueinander und zu ihrer Zeit. Breiten Raum nehmen die urkundlichen und quellennachweisenden Anmerkungen ein.

Die erste Einzeluntersuchung, mit der wir uns zu beschäftigen haben ist die Inauguraldissertation des 1837 zu München geborenen und späteren großherzoglichen Geheimen Rates und Direktors des Landesarchivs zu Karlsruhe, namhaften Historikers, Friedrich von Weech: „Kaiser Ludwig der Bayer und König Johann von Böhmen“ (Mchn. 1860).

Die Arbeit ist von Sybel beeinflußt, und ihm gewidmet. Danach können die Ergebnisse nicht in Erstaunen setzen, wie sie gleich in der Einleitung auftauchen. „Wer sich mit der Zeit, da Ludwig d. B. regierte, beschäftigt, wird darauf verzichten müssen, sich an dem stolzen Gefühle deutscher Macht und deutscher Größe zu erheben und zu erfrischen, wie es die Geschichte der sächsischen, fränkischen, staufischen Kaiser in uns wachruft. Er wird darauf verzichten müssen, den deutschen Kaiser an der Spitze der christlichen Welt zu schauen, wie er die Zwiste der Könige schlichtet und der Kirche Päpste gibt. Er wird auch nicht die kräftige Gestalt eines Heinrich I. bewundern dürfen, der die Aufgabe des deutschen Königs nicht jenseits der Alpen, sondern nur in Deutschland suchte und auf den gefährlichen Glanz der Kaiserkrone verzichtete; er wird sich daran gewöhnen müssen, zu sehen, daß die Frage der Herrschaft eine Frage der Hausmacht des Herrschers geworden ist, daß der König und Kaiser seine Würde nur noch durch Verträge mit den Fürsten aufrecht erhalten kann, daß die territoriale Macht der einzelnen Fürstengeschlechter mit dem Sinken der königlichen Gewalt wächst, daß das Ausland hier Anknüpfungspunkte in nur allzu reicher Menge findet, um diese Zustände zum Schaden und zur Schmach des deutschen Reiches auszubeuten, und daß die päpstliche Kurie, welche jetzt Frankreich dienstbar geworden ist, ihre Aufgabe darin zu erkennen glaubt, die Würde des Kaisers, die Rechte des Reiches allenthalben zu schmälern“. Von

Weech geht von irrigen Voraussetzungen aus: berauscht von dem Glanze der „Kaiserzeit“ Giesebrechtscher Prägung, die die Kaiser in idealstem Lichte ‚an der Spitze der christlichen Welt‘ schaut, blickt man nur mitleidig auf deren Nachfolger, die nur wie Schatten erscheinen, und natürlich nicht das ‚stolze Gefühl deutscher Macht‘ erwecken können, wie jene. Diese einseitige Voraussetzung bestimmt von nun an alle folgenden Untersuchungen und Schlußfolgerungen. Unter diesem schiefen Winkel kann die Beurteilung der Persönlichkeit Ludwigs und seiner Handlungen nur eine negative und verzerrte sein.

Um nur einige Beispiele hierfür zu nennen: „Nie hatte er (Ludwig) es vermocht, durch Tatkraft und entschlossenes Handeln den Fürsten Furcht und Achtung einzuflössen“, „unfähig, einem großen Prinzip zuliebe seine individuellen Neigungen zurückzudrängen, war sein ganzes Bestreben nur darauf gerichtet, um jeden Preis die Versöhnung mit der Kirche zu erlangen, wenn er auch mit der Erreichung dieses Zieles alle Errungenschaften eines langen und schweren Kampfes wieder aufgeben mußte. Jetzt wie immer war es das Geschick seiner Umgebung, der Mut seiner Verbündeten, die gute Gesinnung der Nation, welche die Widersacher des Kaisers am vollständigen Siege hinderten“ (13). Wie schwach Ludwig hier geschildert wird, der sich nicht einmal „über das Maß politischer Klugheit“ erheben konnte (S. 316), so jämmerlich erscheinen auch seine Handlungen: So wird der Romzug Ludwigs nur „mit wenig rühmlichen Mitteln“ durchgeführt, sein Konflikt mit der Kurie dadurch nur „auf das Äußerste gesteigert“ und muß „endlich aus Rom fast verjagt, vom Glück und von seinen Bundesgenossen verlassen, ruhmlos den Rückgang nach Deutschland antreten“ (14). „Das ängstliche Gewissen des Kaisers“ führte jene wankelmütige „falsche Politik“ Ludwigs herbei (S. 48/49). Nur „gering“ schlägt Weech die „positiven Resultate“ der Tage von Frankfurt und Rhens an. Lediglich die entschiedene einmütige Haltung der überwiegenden Mehrzahl der Stände des Reiches gegenüber den Anmassungen der Kurie und gegenüber Frankreich wird als „erfreulich“ festgestellt. — Im übrigen sucht Weech die verfahrene Politik jener Zeiten Ludwigs eigener Schuld zuzuschreiben (15).

Ähnlich wenig ergiebig im Blick auf die Entwicklung der Forschung ist die in der gleichen Linie liegende Auffassung des Heidelberger Professors Georg Weber in seiner Allgemeinen Weltgeschichte (16). Die Betrachtung der Haltung Ludwigs ist auf das nationale Element zugespitzt, seine Beurteilung eine einseitige, unverständliche. Ludwigs Politik ist gekennzeichnet durch Befangen-

heit und Ängstlichkeit, seine Haltung immer schwankend, seine Kraftentfaltung dadurch gelähmt. Auch nach den Tagen von Rhens hat er keine entschlossene Politik geführt und nur dazu beigetragen, die „patriotische Hingebung“ und den „nationalen Aufschwung“ unter allen Ständen in ihren Folgen verkümmern zu lassen. —

Immer eifriger beschäftigt sich die Forschung mit der Gestalt und der Geschichte Ludwig d. B. Es ist besonders Sigmund Riezler, der mit umfassendem Material zur Bereicherung der Literatur um Ludwig beiträgt. Trotz des hohen Verdienstes, das aus seinen Werken spricht, ist leider seine Darstellung von Ludwigs Geschichte keine sehr glückliche. Auch er kann sich von der Strömung seiner Zeit nicht frei machen. Die miterlebten Jahre des Sieges von 1870/71 scheinen gewichtig mitzusprechen. So ist das Urteil über das ausgehende Mittelalter und über Ludwig ein hartes. Das Kaisertum im 14. Jahrhundert hatte jede wahre Lebensfähigkeit verloren (17). Ludwigs politisches Vorgehen kann nur, aus dem Boden der mittelalterlichen Weltanschauung hervorgegangen, anerkannt werden. Jegliche Befähigung zum Staatsmanne wird ihm abgesprochen. Wie kann man sich sonst das folgende Urteil zusammenreimen, das an Ludwig kein gutes Haar läßt: „Ohne Verständnis seiner großen Aufgaben, ohne festes politisches Ziel, von den Einflüssen seiner Ratgeber und den Stimmungen des Augenblicks willenlos umhergetrieben, großsprecherisch, unbesonnen und maßlos nach jedem Erfolge, in der Not kleinmütig und schwach bis zur Charakterlosigkeit: so hat dieser Fürst das deutsche Reich in einer bedeutungsvollen Epoche seiner Geschichte ohne Geschick und Würde repräsentirt“ (S. 122). Spricht nicht aus jeder Zeile das Hochgefühl zu zeigen, in welch schreiendem Gegensatz jene Zeit Ludwigs zu der eigenen ‚kaiserherrlichen‘ stand? Wie kann man sonst die kaiserliche Politik Ludwigs als eine „erbärmliche Haltlosigkeit“ (S. 84) kennzeichnen, die Stellung Ludwigs gegenüber dem Papsttum als den auf die Spitze getriebenen Ausdruck eines „kläglichen Abhängigkeitsverhältnisses“? Oder wenn Riezler von dem ‚endlichen würdevollen Zeugnis nationaler Gesinnung‘ spricht, wie sie „in der deutschen Geschichte alter und mittlerer Zeiten (man beachte: die neuere Zeit fehlt hier, sie hat die Erfüllung schon voraus!) leider nur spärlich gefunden werden“. Nicht der Kaiser ist es, der zu Rhens Volk und Fürsten einträchtig zusammenführt, sondern die „partikularen Gewalten“ raffen sich zu einer Tat für den schwerbedrängten Bayer auf! Hätte doch Riezler diesen partikularen Gewalten nur einen Augenblick selbstdenkerische Aufmerksamkeit gewidmet! (Inzwischen war nun auch ein Anwalt für Kaiser Ludwig aufgetreten: Wilhelm Preger, der in 2

größeren Aufsätzen die Ansichten Riezlers — und dann K. Müllers — mit viel Scharfsinn und großem Geschick bekämpfte.) Doch von Preger soll später die Rede sein. Nehmen wir vorläufig zur Kenntnis, daß Riezler in seinem II. Bande seiner ‚Geschichte Baierns' durch die neueren Forschungen Pregers und anderer mit seinem Urteil über den Kaiser ins Schwanken geraten ist. Denn es lautet hier wiederholt viel milder und günstiger, als in den „Widersachern", wenn freilich auch hier zum Schlusse über den Kaiser der Stab gebrochen wird.

Die Hauptquelle, aus welcher Riezler den Vorwurf der Wankelmütigkeit und Unselbständigkeit gegen Ludwig ableitet, bildet ihm vor allem dessen Verhalten gegenüber Kurie und Papst. „In der Tat ist im Mittelalter nie ein so kühner und herausfordernder Angriffstoß gegen die hergebrachte kirchliche Ordnung geführt worden, wie von diesem Wittelsbacher, der sich in kirchlichen Dingen bisher so unselbständig gezeigt hat und später so kleinmütig zeigen wird. Aber so paradox es klingen mag, die Erklärung dieser auffallenden Tatsache liegt zum guten Teil eben in der geringen Selbständigkeit Ludwigs" (II, 377). Die Zeit nach der Rückkehr Ludwigs aus Italien betrachtet Riezler als die „erfolgreichste" (S. 397). Aber „Zweifel und Unruhe" kamen über das „weiche und wankende Gemüt" des Kaisers (S. 415). Daran, daß Ludwigs Politik berechnend gleich listigen Schachzügen wäre, glaubt Riezler nicht, da Ludwig in dieser Beziehung zu „plump" gewesen wäre. Zusammenfassend sagt er über sein Wirken, daß er für seine Familie das beste, vieles auch für sein Land, „für das Reich aber am wenigsten" geleistet habe (S. 506). Widerspruchsvoll wird sein Charakter gezeichnet. Einheitlichkeit lag diesem nicht zugrunde, da Ludwigs Natur vom Augenblick, vom Spiel der Witterung des Glücks und Unglücks abhängig gewesen. Er war weich und bestimmbar, durch Stimmungen und Gefühlserregungen leicht zu fangen. Zähigkeit ruhte dicht neben Kleinmut, Schwung und Größe fehlten ihm nicht, wohl aber besonnene Kraft und ausharrende Geduld (Vgl. S. 502). Auch hier ist das Bild Ludwigs ein negatives und bedingtes, es bleibt hinter der sachlichen Kenntnis zurück.

Auch das auf Riezler fußende, ausführliche und sehr verdienstvolle zweibändige Werk Karl Müllers „Der Kampf Ludwig d. B. mit der römischen Kurie", (Tübingen, 1879/80), obwohl in manchen wichtigen Punkten wohltuend von Riezler abweichend, gelangt zu dem gleichen absprechenden, ungünstigen Urteil über Ludwig, da es, wenn auch nicht in so offensichtlichem Maße ebenfalls unter der „Voreingenommenheit" der politischen Ge-

schichtsdarstellung steht. Riezlers Auffassung ward durch dieses Werk bestärkt und gewann weitere Anhänger.

Die ganze Regierung Ludwigs wird unter dem Gesichtswinkel betrachtet, daß sie eine Periode der „Auflösung“ ist, (I, 133) ein Gedankengang, der nicht neu ist und deutlich die mehrfach erwähnte Abhängigkeit von dem Geiste der Zeit ausdrückt. Die zweite Folgerung Müllers ist die Feststellung, „daß bei allen großen und entscheidenden Aktionen Ludwigs die Kreise, ja sehr oft die Personen, fast mit Sicherheit namhaft gemacht werden können, von denen sein Handeln beeinflußt oder geradezu geleitet war, auch wenn uns die Quellen darüber nichts sagen“ (S. 74). Immer sind es fremde Ideen, die das Tun Ludwigs bestimmen. Deshalb auch der stete Wechsel und die Unselbständigkeit seines Handelns. Das ‚bedenkliche Licht‘ das hier Müller sieht, zerstreut sich aber selbst durch die zahlreichen Widersprüche, in die er sich fortlaufend verwickelt. Gelegentlich spricht auch merkliche konfessionelle Befangenheit mit. (Müller ist Licentiat und treuer Protestant). In der Entwicklung des Reiches bezeichnet die Regierung Ludwigs den Zustand, der eine einheitliche Neugestaltung desselben auf alter Grundlage unmöglich machte, ja selbst zu einer „Destruktion“ ein Beträchtliches beigetragen habe. Wirkliche Erfolge verdankt das Reich in erster Linie den Fürsten. Wo diese nicht dabei waren, brachte es Ludwig „zu nichts“ oder nur zu „rauschendem Flitterwerk“, das bald zusammenbrach (Vgl. II. 265). In diesem Sinne lautet das Urteil für Ludwig nach den „pomphaften“ Tagen des Jahres 1338: „Ein rascher Aufstieg, prunkvolle Feste mit kaiserlichem Pomp, weitgehende Pläne und Zusagen, aber keine Taten, keine nüchtern und kraftvoll durchgeführte konsequente Politik“ (S. 139). Der Gang der Reichspolitik wird im wesentlichen von den Fürsten geführt, von denen Müller gleichwohl an anderer Stelle behauptet, daß sie nicht das Reichsinteresse im Auge hatten, sondern nur das „des eigenen Nutzens“, der sie bald auf diese, bald auf jene Seite trieb, wo eben der Vorteil lag (Vgl. I, 132). Ludwig spielt dabei angeblich nur eine „sehr untergeordnete Rolle“ (Vgl. II. 46). Wie reichstreu sich dann diese Fürsten benehmen, das erfahren wir durch Müllers Auslassungen über das Weistum von Rhens. Der Kaiser steht hier in Konflikt mit den Fürsten. Er will über das Weistum von Rhens hinausgehen und verlangt von den Fürsten die Zustimmung der vollständigen Unabhängigkeit des Kaisertums vom Papsttum: er will nicht nur den Königstitel und die kaiserlichen Regierungsrechte aus der Wahl der Kurfürsten allein ableiten, sondern auch den Kaisertitel sofort durch die Wahl, unabhängig vom Papst und dessen Belieben erhalten. Allein die Fürsten und Kurfürsten zeigen hier ihr wah-

res Gesicht, ihr großes Interesse am Reich! Sie widersprechen den kraftvollen Forderungen, wodurch sie ihren Vorteil geschmälert sehen. Wie nennt es aber Müller? „Ihnen steht die Tradition des Reiches höher" (S. 77). Das hindert aber Müller nicht, von der „Destruktion" des Kaisertums Ludwigs zu sprechen, von seiner „unkonsequenten" Politik, der „Launenhaftigkeit und Wandelbarkeit" im Charakter des Kaisers (I, 320), von seiner immer wiederkehrenden „eigentümlichen Schwäche" (II, 185), seinen unwürdigen, kläglichen Verhandlungen mit dem Klerus! Leidet Ludwigs Politik nun unter persönlicher Schwäche oder überwiegen die scharfen politischen Erwägungen? Müller hat hier nicht richtig unterscheiden können. Wie wäre sonst gegenüber den oft widersprechenden Urteilen dieses Historikers die unverbrüchliche Treue, in welcher das Volk, die Städte — Müller anerkennt dies sogar II S. 90! — während der ganzen Regierung Ludwigs bis zu seinem Tode trotz aller Demütigungen und Fehlgriffe standhalten, zu verstehen? Besteht nicht zu der geschilderten Schwäche des Kaisers ein Widerspruch, wenn Müller ihm einräumt (II, 184), daß Ludwig an seiner eigenen Person viel mehr preiszugeben entschlossen war, als an den Rechten und am Bestand des Reiches? So liegen der Müllerschen Arbeit auch falsche psychologische Voraussetzungen zugrunde. Endgültiges kann sie nicht bedeuten. Das widerspruchsvolle Bild Ludwigs muß man mit Vorsicht aufnehmen. Wertvoll ist die lehrreiche Anregung dieser Arbeit für die über Ludwig und seine Zeit urteilenden Historiker.

Wenig bedeutend ist, was Johann L o s e r t h (18) über Ludwig d. B. zu sagen weiß. In vorwiegender Anlehnung an die behandelten Werke gelangt er zu einem wenig günstigen Urteil. Ludwigs Politik war lediglich von der Rücksichtnahme auf die Interessen seines Hauses getragen. Seine Ziele versuchte er mehr auf diplomatischem als auf kriegerischem Wege zu erreichen. Aber bei allem Verständnis der politischen Fragen war er doch „von einer grenzenlosen Unsicherheit in der Anwendung seiner Mittel". Daher leitet Loserth sein fortwährendes Schwanken ab, das ihn in den Ruf der „Unzuverlässigkeit" brachte (S. 292). Nur in großen Zügen wird die ‚schwächliche' Politik umrissen: „Trotz mächtiger Bundesgenossen und günstiger politischer Konstellationen, trotz des Zusammenfallens nationaler Interessen mit antipäpstlichen Bestrebungen, der wachsenden Einsicht der Laien gegen die Übergriffe der Hierarchie, trotz der Unterstützung durch seine gelehrten Bundesgenossen war er nicht imstande, den Kampf zu einem glücklichen Ende zuu führen" (ebenda).

Mit die unerfreulichsten Ausführungen über Ludwig d. B. gibt Mathieu Schwann (19); sie zeugen von einer Befangenheit der Auffassung, daß man ihnen den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit kurzerhand absprechen muß. Zeitliche Anschauungen mischen sich stark mit subjektiven. Die Gestalt Ludwigs ist einseitig grell ins Unrecht gerückt, die geübte Kritik vernichtend und ohne Verständnis für jene Zeit. Der Kampf um die Kaiserkrone hat ihren Glanz getrübt. Ludwig hatte keine Ahnung von der Bedeutung dieses Kampfes, denn er führte ihn als Laie und Ritter. „Unglaublicher Wankelmut", der mit den Jahren zuzunehmen schien, lähmt die Kraft dieses „kleinmütigen und feigen" Kaisers. Die scheinbare Unterwerfung Ludwigs unter die Bedingungen des Papstes ist eine „Erbärmlichkeit". Aber sie nützt ihm nichts. Sie raubt dem Gegner vielmehr auch den letzten Respekt vor einem Kaiser, der sich „wie ein verzweifelter Feigling" aufführt (S. 384). „Trotzdem" (!) gab gerade das Hineindringen realer Interessen dem Wittelsbacher in seinem Kampf mit dem Papsttum stets wieder „neuen Halt" (S. 383). Der Wankelmut wird entschuldigt mit der allgemeinen Verdorbenheit und Unzuverlässigkeit der Zeit. Das Verhältnis zu den Minoriten ist ein ‚windiges'! Sprudelnde Leidenschaft begrüßt die Tage von Rhens: „Endlich einmal eine patriotische Tat! Wie lange haben wir sie erwartet und wie lange noch wird es dauern, bis der Sinn dieser Erklärung Gemeingut des deutschen Volkes und damit zur wirklich nationalen Tat wird!" (S. 373). Aus dem Reichstag von Frankfurt vernimmt Schwann „die Töne einer kommenden Zeit". Was für Töne das nun sein sollen, wird nicht gesagt. Zum Schlusse wird noch Anstoß an der angeblich schlechten Allgemeinbildung des Kaisers genommen, der es trotz seiner gelehrten Umgebung nicht weiter gebracht haben soll, als zu dem bescheidenen Resultate, das apostolische Glaubensbekenntnis, das Vaterunser und den englischen Gruß aufsagen zu können. —

Ungünstig lautet auch das Urteil, das Emil Werunsky über den Wittelsbacher ausspricht (20). Ludwig ist der „Feigling", der sich tief erniedrigt, ja geradezu „weggeworfen" hat, mit „zaghaftem Gewissen" (S. 348. 359). Dazu von ‚gänzlicher Haltlosigkeit', von sprunghaftem ‚charakterlosen Schwanken', das ihn von Extrem zu Extrem treibt (S. 237). „Entsetzlich" nennt er die geistige Unklarheit Ludwigs in dem Wunsche, die Absolution vom Papste zu erreichen. „Es war überhaupt politische Borniertheit, zu glauben, daß die Kurie durch die Anerbietung der Unterwerfung" sich abfinden ließe (S. 328).

Genug der Anführungen. In diesem vernichtenden Sinne,

fährt Werunsky fort. Vielleicht spricht hierbei auch ein starkes Maß konfessioneller Befangenheit mit, auf welches wir durch die propäpstliche Einstellung des Verfassers hingewiesen werden. Denn im Mittelpunkt der Beurteilung Ludwigs steht der Kampf mit dem Papsttum. Über andere politische Ereignisse seiner Zeit wird überhaupt nicht oder nur flüchtig gesprochen. —

Daß diese Art einseitiger Geschichtsauffassung ohne Bestand war, zeigt die Entwicklung der Geschichtschreibung. Wenn uns auch noch vereinzelt, sogar aus der jüngsten Vergangenheit Beispiele dieser veralteten Anschauung begegnen (21).

Aber schon gleichzeitig neben dieser negativen und einseitigen Darstellung Ludwigs beginnt die rührig einsetzende quellenkritische Richtung die positive Stellung Ludwigs in der deutschen Geschichte herauszuarbeiten. Die Aufgabe ist eine sehr schwierige. Erst allmählich tritt die Gestalt Ludwigs durch ernste gründliche wissenschaftliche Forscherarbeit aus dem Dunkeln ins Helle.

Wieder ist es die ehrwürdige Gestalt Rankes, die hier bahnbrechend und vorbereitend wirkt. Seine Forderung, auf die ursprünglichen Quellen zurückzugehen und sie kritisch zu prüfen, fällt für die folgende Betrachtung auf fruchtbaren Boden. Einschneidende Bedeutung kommt hierbei dem 9. Band seiner „Weltgeschichte" (22) und seiner ‚Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation' zu. Aus dem Verständnis der allgemeinen Zustände des ausgehenden Mittelalters tritt die Figur Ludwigs in den Umrissen eindeutig aus dem Schatten ins Lichtere, wird seine Stellung in der deutschen Geschichte als die eines ‚bedeutenden' Herrschers entschieden. Straffe einheitliche Gestaltung zeichnet die Skizze des Meisters über den Wittelsbacher aus, die im 9. Band der Weltgeschichte nachzulesen ist. Mit intuitiver Erfassung und objektivem Urteil ersteht ein in den Hauptzügen klares Bild Ludwig d. Bayern: „Er unternahm alles und führte es im Glück tapfer vorwärts; im Unglück wollte man ihn dagegen ratlos finden; auch dann wußte er sich noch zu behaupten: wenn er sich unterwirft, sagt Johann XXII. von ihm, muß man ihn fürchten" (S. 62). Etwas auf immer zu gründen, war der Kaiser nicht geeignet. „Aber er erhielt sich und die kaiserliche Idee aufrecht. Seine Politik war Verbindung mit England, Gegensatz gegen Frankreich, Opposition gegen das Papsttum, Belebung des städtischen und überhaupt des popularen Elements; er bleibt unter den späteren Kaisern eine bedeutende Gestalt" (ebenda). Die Forschung versucht auch die scharfen Konturen der Gestalt mit feinen Linien zu zeichnen. Ein Stück fügt sich zum andern.

b) Ludwig d. Bayer in quellenkritischer Beleuchtung, Herausarbeitung der positiven Stellung Ludwigs.

Am Anfang ist die kritische Einzeluntersuchung in ihren Zielen noch etwas unklar. Man wagt noch nicht recht die letzten Schlußfolgerungen zu ziehen. Widersprüche begegnen vielfach. Erst allmählich wirft man die zeitliche Voreingenommenheit ab, Schritt für Schritt wird das Terrain abgetastet und erforscht, Baustein auf Baustein gesetzt.

Den ersten Fortschritt in dem Widerstreit der Meinungen um Ludwig d. B. verzeichnet die Dissertation von Friedrich Weber (23). Sie beschäftigt sich speziell mit dem Zug Ludwigs nach Italien. Die Mängel und Fehler an diesem Zug werden beschrieben, die unglücklichen Umstände dargelegt; „aber doch müssen wir die kühne Zuversicht und den ritterlichen Mut und wieder die kluge Politik und feste Konsequenz anerkennen, mit dem der mit dem Bannfluch beladene König mit geringen Mitteln sich den Weg nach Rom bahnte . ." (S. 11).

Wir sehen hier die eigenen Gedanken des Verfassers, auf Grund gründlicher Quellenkritik erworben. Das Bild für den italienischen Zug ist schon ein verständnisvolleres, als beispielsweise bei Riezler.

Eine kritische Einzeluntersuchung von hoher Sachlichkeit, wenn auch etwas in katholischer Richtung liegend, vermittelt der Würzburger Historiker Anton Chroust mit seiner Dissertationsarbeit, welche ebenfalls den Romzug zum Vorwurf hat (24). Die passive Haltung Ludwigs in diesem bedeutungsvollen Kampfe wird hierbei mehr unterstrichen.

Die ‚Geschichte der Doppelwahl des Jahres 1314' hat sich C. Mühling zum Thema genommen. (Dissert.-Lpz.-Mchn. 1882). Das überraschende Ergebnis liegt nicht bei Ludwigs Person selbst, sondern in der Kennzeichnung der Politik der deutschen Fürsten. Sie haben mit schamloser Selbstsucht und Habgier bei der Wahl des Königs gehandelt. Niemals das Interesse des Reiches, sondern immer der eigene Vorteil war das Maß ihrer politischen Handlung. Zwar gibt es einige große edle Männer — Peter von Aspelt, der Erzbischof von Mainz ist einer — aber alle politischen Ansätze dienen nur kleinlichen Zwecken. Wir können daraus für Ludwig auf eine günstige Konstellation schließen. Denn fragen wir uns, wer hat nun dann die Reichspolitik jener Tage geführt, so kann es kein anderer als Ludwig gewesen sein. Früher herrschte ja die irr-

tümliche Meinung, die Fürsten hätten das Reich ‚gerettet'. Nun erfahren wir, daß es umgekehrt war. In welchem Maße Ludwig der Führende war, wird vorläufig nicht genauer behandelt. —

In Widersprüche verwickelt sich Adolf Fischer mit seiner Göttinger Dissertation über Ludwig d. B. (25). In Anlehnung an die Arbeiten von Riezler und Müller ist Fischer nicht fähig, die bisweilen richtigen Folgerungen konsequent weiter zu denken. So spricht er einerseits von der regen, erfolgreichen Tätigkeit des Kaisers (S. 44), andererseits wirft er ihm vor, unsicher, unentschlossen und nachgiebig gewesen zu sein (S. 18). Spricht Fischer einmal von der kühnen Beherztheit Ludwigs, mit welcher er den Papst angreift, und von seiner radikalen Politik, die er mit großem Geschick durchführte, so wird ihm später zum Vorwurf gemacht, unbeständig und unbeharrlich gewesen zu sein. In dem Bestreben, die Macht seines Hauses zu erweitern, die er übrigens mit ‚Geschick und Erfolg geleitet hat' habe er sich die Gunst der deutschen Fürsten verscherzt.

Eine große Bereicherung und beachtlichen Fortschritt erfuhr die Literatur über Ludwig durch seinen sogenannten ‚Anwalt', das liebenswürdige, stillbescheidene Mitglied der Münchner kgl. Akademie: Wilhelm Preger (1827—96). Er studierte in Erlangen und Berlin evangelische Theologie. Gelegentlich kommt diese auch in seinen historischen Anschauungen zur Geltung (26). Seinem Verdienst hat die Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts vor allem die ‚Ehrenrettung' Ludwigs zu verdanken. Ist diese auch noch keine vollkommene, so schafft doch seine Auffassung, welche vor allem die Ansichten Riezlers und Müllers scharfsinnig und geschickt widerlegte, die Bahn, auf welcher die Nachfolger sicher weiterschreiten können.

In der ersten Arbeit: „Der kirchenpolitische Kampf unter Ludwig d. B. und sein Einfluß auf die öffentliche Meinung in Deutschland" (27) untersucht er namentlich das Verhältnis der sogenannten Prokuratorien zu den Instruktionen des Kaisers für dessen Gesandten an die Kurie. Einhakend an das vernichtende Urteil Riezlers, das den Kaiser bezüglich seiner Unterhandlungen mit der Kurie trifft, und welches ihn als kleinmütigen Schwächling hinstellt, widerlegt Preger diese unrichtige Auffassung dahingehend, daß Ludwig mit den fraglichen Prokuratorien und Verhandlungen der Jahre 1336—37 und 1343—44, den Papst nur getäuscht und hingehalten hat. Er stellte der List und Unwahrhaftigkeit seiner Gegner, welche keine Aussöhnung wollten, dieselbe Raffiniertheit und Unwahrhaftigkeit entgegen. Diese

Unaufrichtigkeit und Doppelzüngigkeit Ludwigs ist kein Beweis von Kleinmut oder Schwäche, sondern zeugt nur von seiner diplomatischen Verschlagenheit und Geschicklichkeit! (Vgl. S. 16—29). Daher werden die Päpste Benedikt und Clemens „vielmehr Recht behalten, wenn sie inbezug auf jene Unterhandlungen sagen, daß Ludwig sie getäuscht habe. Sie haben freilich vergessen hinzuzusetzen, daß ihre eigene Unaufrichtigkeit und Doppelzüngigkeit es war, welche Ludwig eine solche Politik aufnötigte" (S. 31).

Das fruchtbarste Ergebnis der kaiserlichen Politik sieht Preger in den Beschlüssen der Tage von Rhens und Frankfurt. „Dort machten die Stände des Reiches und mit ihnen die Nation die Sache Ludwigs zu ihrer eigenen" (S. 29). Dort befestigt Ludwig die Überzeugung von der Unabhängigkeit der königlichen von der päpstlichen Gewalt. So wird für Preger der letzte der mittelalterlichen Kämpfe zwischen Kaisertum und Papsttum eines „der bedeutendsten Ereignisse in der Geschichte des deutschen Volkes" (S. 62). Ludwig hat durch seine tatkräftige Anteilnahme an der religiösen Opposition der Minoriten, damit, daß er sie „vom Katheder und von den Stuben der Generalkapitel auf das Forum des öffentlichen Lebens führte und in seine politischen Kämpfe verflocht, ein großes Feld" eröffnet (S. 62). Vor uns steht nicht mehr ein feiger Schwächling, sondern ein Fürst „tätig und zu kühnen Unternehmungen geneigt, ideal genug, um auch außergewöhnliches ins Werk zu setzen und von jener zähen Geschmeidigkeit, welcher ein Herrscher bedurfte, in Zeiten, wo die widerstreitendsten Bestrebungen das Reich verwirrten und die roheste Selbstzucht die Verträge der Treue jeden Augenblick wieder löste" (S. 4).

Pregers nächste Arbeit handelt ‚über die Anfänge des kirchenpolitischen Kampfes unter Ludwig d. B.' (28). Wieder folgt eine gründliche Auseinandersetzung mit Riezler und Müller, die sich hier besonders um die Sachsenhäuser Appellation dreht. Danach ist diese, wie Riezler und Müller behaupten, keine Fälschung; sie ist durchaus mit Wissen Ludwigs entstanden. Zu Unrecht wurde Ludwig auch in diesem Falle von den beiden genannten Historikern Unsicherheit, widerspruchsvolles Handeln und völlige Unselbständigkeit zum Vorwurf gemacht. —

Eine neue und für Ludwig günstige Beleuchtung entsteht beim Aufwerfen der Frage nach der Richtigkeit der ‚Verträge Ludwigs d. B. mit Friedrich d. Sch. in den Jahren 1325 u. 1326' (29). Preger führt den Nachweis, daß auch die Verträge Ludwigs mit Friedrich, die eine ‚Mitregentschaft' bestimmten, nur rein politischen Motiven entsprangen. Durch das Ulmer Übereinkommen gelang es Ludwigs diplomatischem Geschick, die für ihn gefährlichen Herzöge von Österreich auf seine Seite zu zwingen, zum

Verdrusse des Papstes, der dadurch seine mächtige Bundesgenossenschaft für seine auf die Erhebung Karls von Frankreich gerichtete Politik verloren hatte (vgl. S. 23, 33, 48, 56). In der Tat war auch die Regentschaft Friedrichs nie zur praktischen Ausführung gelangt. Aus der wissenschaftlichen Untersuchung einzelner Vorgänge fügt sich so ein überraschend anderes kraftvolleres Bild Ludwigs. In dieser Richtung forscht die Einzeluntersuchung tiefschürfend weiter. Es liegt in der Natur solcher Beiträge, daß sie eine sich wiederholende Einförmigkeit aufweisen. Aber die Geduld sie aufzusuchen, wird dann umso reicher belohnt. —

Pregers positive Herausarbeitung von Ludwigs Stellung durch quellenkritische Einzeluntersuchungen fand bedeutenden Anklang.

‚Die politische Stellung der niederrheinischen Fürsten zur Zeit Ludwig d. B.' verfolgt Karl K u n z e (Dissert. Göttingen, 1886). Die niederrheinischen Dynastien, rechtlich zum Reich gehörig, durch die Natur des Landes, durch häufige persönliche Neigung auf England und Frankreich hingewiesen, bilden vor Ludwigs Auftreten eine Art von „politischem Mikrokosmos", ein Spiegelbild allerdings mehr der europäischen als der deutschen Angelegenheiten. Die politischen Interessen allein sind nicht mehr imstande, das eingeschlummerte Bewußtsein der Zugehörigkeit zum Reich zu tatkräftigem Handeln wachzurufen. Motive persönlicher Art, die „Geschäftskonjunktur" entscheiden. Die Wahl der Partei ist weniger Ausdruck der Überzeugung, als der Spekulation. Da ändert ein „meisterhafter Zug" von Ludwigs Staatskunst mit einem Schlage die Situation: Er rüttelt das Bürgertum aus seiner Lethargie auf, um die Geldmittel der reichen Städte für das Reich flüssig zu machen. „Der Landfriede von Bacharach löste diese Aufgabe" (S. 12). Dadurch schaffte sich der König am Niederrhein eine Stellung von „vielverheißender Tragweite". Durch die Sicherung der Straßen, die Erleichterung des Verkehrs, welche die bayerische Staatskunst schaffte, erwarb er sich treue zuverlässige Anhänger. Durch den kirchenpolitischen Kampf Ludwigs trat eine ungünstige Schwenkung für ihn ein. Der niederrheinische Adel zog sich von ihm zurück. Die nationale Bedeutung des kirchenpolitischen Kampfes war den weiteren Schichten noch nicht zum Bewußtsein gekommen. Und während Ludwig mit anderen Dingen beschäftigt ist, buhlt Frankreich erfolgreich um die Gunst des niederrheinischen Adels. Allerdings hält sich das künstlich gefügte Gebäude nicht lange. Damit bricht Kunze ab. Auch dieser kleine, sachliche Beitrag trägt dazu bei, der Persönlichkeit Ludwigs, dieses „nüchternen Realpolitikers" (S. 1), eine gerechte Beurteilung zuteil werden zu lassen. —

Einen Anspruch auf größere Beachtung erhebt das Bild, das Theodor Lindner in seiner „deutschen Geschichte“ von Ludwig entwirft (I. Stgt. 1890). Er geht vor allem den prinzipiellen Erörterungen nicht aus dem Wege, sondern versucht, auch dort, wo die Dürftigkeit der Quellen zutage tritt, mit scharfer Psychologie und Einfühlung das Bild zu ergänzen. Da die Ausführungen das für die Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts Vollständigste in der Beurteilung Ludwigs darstellen, möge ihre teilweise wörtliche Wiedergabe in größerem Umfange gestattet sein.

Das von Lindner entworfene Bild zeigt weder einen Helden, noch einen vollendeten Staatsmann, sondern einen selbstsüchtigen, aber tüchtigen Politiker. Daher ist er nicht der Mann des Schlachtfeldes, sondern der politischen Verhandlungen. Erfolge wechselten hierin mit Fehlschlägen ab. Durch sein scheinbares Entgegenkommen, den Gegner durch große Anerbietungen ‚hinzuhalten‘, zog er sich den Vorwurf der Treulosigkeit und Unzufriedenheit zu. Manchmal wird dadurch auch der Eindruck der ‚Halbheit‘ erweckt, als ob „entgegengesetzte Eigenschaften sich in ihm um die Herrschaft stritten“ (S. 483). Und doch war er weder träg noch mutlos; „er kannte genau sein Ziel und ging rüstig, wenn auch auf Umwegen drauf los. Unermüdlich und unablässig war seine Tätigkeit, leicht beweglich sein Geist, wie sein Körper“ (ebenda).

„Als großer Mann, als bahnbrechende Persönlichkeit kann Ludwig nicht gelten“ (ebenda). Schwere Vorwürfe zog er sich durch die Verhandlungen mit dem Papsttum zu. Allein, bei all seinem religiösen Gemüt, ließ er sich diesbezüglich stets nur von politischen Rücksichten, nicht durch ‚seelische Angst‘ leiten. Durch seine Verhandlungen mit der Kurie, wollte er dieselbe nur immer hinhalten — wie er es überdies auch mit den Habsburgern und Luxemburgern getan —, um dann einen günstigen Handel im richtigen Augenblick abschließen zu können. „Das war freilich keine große Weisheit, auch nicht sehr ehrenvoll, aber manchmal erreichte er mit dieser Schlauheit, die etwas von der Klugheit des Bauern an sich hat, nicht geringe Vorteile“ (S. 484). Die Sorge für sein Geschlecht war der Kernpunkt seines Wesens. Ohne jede Rücksichtnahme griff er, wenn es den Vorteil seines Hauses galt, eisern zu.

Dem Papste hat er nichts nachgegeben und er ist in diesem Kampfe seinen Konsequenzen treu geblieben bis zu seinem Tode. Trotz aller Prozesse, Bannbullen und Briefe jeder Art, welche der Papst gegen ihn richtete, regierte Ludwig allgemein anerkannt in Deutschland (vgl. S. 425). „Die persönliche Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit Ludwigs gewannen die Herzen des Volkes, welches ihm die Liebe über das Grab hinaus bewahrte und ihn in der Sage verherrlichte. Seine lautere Sitte gab auch den Päpsten

keinen Anhalt zu Angriffen, die sie sonst nicht unterlassen hätten. Trotz aller unglücklichen Neigungen zu kleinlichen Mittelchen fand er immer sich und sein besseres Sein wieder, trotz aller selbstbereiteten Täuschungen harrte er endlich getreulich aus. Sein inneres Regiment in Deutschland kam besonders den Reichsstädten zugute, welche unter ihm steigend ihre Kraft mehrten und ihr Verfassungswesen ausbildeten. Obschon das Wohlwollen für sie auch vornehmlich auf politischer Erwägung beruhte, so war es doch ein Verdienst Ludwigs, ihre Bedeutung zu erkennen und sie mit den allgemeinen Zwecken des Reiches in nähere Verbindung zu bringen. Durch die Bündnisse, welche unter seiner Mitwirkung entstanden, gab er den Reichsstädten eine größere Stellung, als sie vordem besessen hatten, welche sie erfolgreich weiter entwickelten. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß der Kaiser auch dem Landfrieden eifrige Fürsorge widmete. Die Regierung seines eigenen Landes führte Ludwig mit Wohlwollen und förderte seine Wohlfahrt und Entwicklung. Von dem, was er für seine Familie tat, konnte auch das Reich Gewinn ziehen, und hätte jene sich nicht selbst um einen großen Teil des von ihm Errungenen gebracht, es wäre vielleicht eine neue Gestaltung des deutschen Reiches nicht um Jahrhunderte hinausgeschoben worden. Ludwig d. B. steht in der Reihe unserer alten Kaiser nicht ohne Tadel, aber auch nicht ohne Ruhm“ (S. 486).

Das Bild Ludwigs ist in seinen Umrissen richtig gesehen. Verschiedene Charakterzüge und Vorgänge dünken zu impressionistisch und allgemein gezeichnet. Man vermißt die feinen Linien. Immerhin zeigt das Wagnis einer vollständigen Darstellung der Persönlichkeit Ludwig d. B. die ungeheuren Schwierigkeiten, die hierbei zu überwinden sind. —

Zu einer gerechteren Würdigung liefert auch Julius Priesack einen Beitrag in der Beleuchtung der ‚Reichspolitik des Erzbischofs Balduin von Trier‘ (Göttingen 1893); er geht davon aus, daß es im Kurfürstenkollegium eine wittelsbachische Partei überhaupt nicht gegeben hat. Denn an Stelle der Sorge um das Reich war der Eigennutz die einzige Triebfeder des Handelns der Fürsten. Von den Fürsten im Stiche gelassen oder gehemmt, sah sich Ludwig auf die Bahn der dynastischen Politik gewiesen, die er unter den schwierigsten Verhältnissen mit außerordentlichem Geschick und erfolgreich bis an sein Ende führte (vgl. S. 3). Der Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum ist es, „was die Regierung Ludwigs zu einer unglücklichen, ja verhängnisvollen für Deutschland hat werden lassen“ (S. 27). Priesack glaubt, daß Ludwig eine

systematisch aufgebaute Reichspolitik geführt habe (vgl. S. 34); (man beachte den analogen Gedankengang bei Moeller!)

Das gleiche Thema behandelt Ernst Vogt (30), nur daß er im Gegensatz zu Priesack die Anschauung vertritt, Balduin von Trier habe als Kurfürst „eifersüchtig über die Rechte des Reiches" gewacht und wäre der „natürliche Bundesgenosse" des Kaisers gewesen. Ludwigs Politik bezeichnet er „als eine durchaus einheitliche und konsequente". Vogt wendet sich in diesem Punkte auch gegen Riezler, Müller und die „allzu künstliche Konstruktion" Pregers. —

Die bürgerfreundliche Gesinnung Ludwigs rühmt Paul Ueding (31). Nur unter dem Zwange realpolitischer Notwendigkeit opferte er den Forderungen der Fürsten die Wünsche der Städte. Hätte ihn nicht der plötzliche Tod ereilt, sicherlich hätte er mit der treuen Hilfe der Städte die Feinde schnell erledigt.

Wurde bisher erfreulicher Weise jegliche Voreingenommenheit im historischen Urteil hintangestellt, so scheint sie sich bei M. Doeberl wieder einzuschleichen (32). Neben sachlichen Feststellungen tritt die Bevorzugung des politischen Moments wieder etwas hervor. Das Entgegenkommen des Wittelsbachers gegen die päpstlichen Forderungen ist nicht ernst zu nehmen, sondern nur ein Akt „politischer Klugheit" gewesen (S. 289). Im Glück zeige Ludwig eine gewisse Neigung zum Übermut, im Unglück Kleinmut. Eine gewisse Scheu vor weitausschauenden Unternehmungen geht ihm voraus. Unaufrichtigkeit, Doppelzüngigkeit, Unbeständigkeit glaubt Doeberl feststellen zu können. Ebenso Mangel an Konsequenz. Durch seine Umgebung war er leicht zu beeinflussen. Das Reich hatte keinen Mittelpunkt, kein Verfassungsrecht, keinen Beamtenorganismus mit festen Traditionen, mit festem Finanzsystem. Wie widerspruchsvoll stehen hierzu die Urteile, wenn Doeberl fortfährt: „Trotz dieser widrigen Verhältnisse hat Ludwig d. B. sich, den Kaisergedanken und die Reichsrechte gegenüber der Kurie im wesentlichen aufrecht erhalten" (S. 293). Ohne die Tage von Rhens und Frankfurt wäre die Goldene Bulle nicht möglich gewesen. Dann ist es auch „ein starker Beweis für den politischen Scharfblick des Kaisers, daß er mehr als alle spätmittelalterlichen Könige mit modernem Auge die Bedeutung der Städte und ihre Bedürfnisse erfaßte" (ebenda).

Über die Außenpolitik Ludwigs urteilen die Sätze: „Fast die ganze Nation war einig im Zorn gegen den welschen Nachbarn, ein Riesenkampf zwischen der romanischen und germanischen Welt schien bevorzustehen" (S. 290). Aber diese „nationale Bewegung gegen Frankreich", wie gegen die von Frankreich abhängige Kurie,

ist von Ludwig nicht durch eine Politik der Tat wachgehalten worden. Am Schlusse steht die Versicherung, daß Ludwig ein deutscher Kaiser war, da unter ihm die deutsche Sprache die herrschende in der kaiserlichen Kanzlei wurde.

Erschöpfend, ohne jegliche „Voreingenommenheit" behandelt Karl Hoffmann in seiner Dissertationsschrift vom Jahre 1910 ‚die Haltung des Erzbistums Köln in den kirchenpolitischen Kämpfen Ludwig d. B.' (Bonn 1910). Denn das Erzbistum Köln hatte unter Ludwig eine Rolle von nicht geringer Bedeutung gespielt, namentlich gegen Anfang und Schluß der politischen Laufbahn des Wittelsbachers. In den Tagen von Lahnstein, Rhens, Frankfurt und Coblenz, in denen das deutsche Volk und die Fürsten leidenschaftlichen Anteil und größte Parteinahme für Ludwig genommen, hatten die niederrheinischen Herren zu den nächsten und besten Freunden des Kaisers gehört. Nur in der ersten Phase des kirchenpolitischen Kampfes, als der einflußreiche und in dem kirchentreuen Rheinland sogar gefürchtete Johann XXII. einen bedeutenden Teil des Reiches in seiner Hand zu haben schien, war auch der Niederrhein dem Bayern eine zeitlang entfremdet gewesen und zum Parteigänger der Kurie geworden.

Wir sehen, immer mehr ergeben die einzelnen Züge und Untersuchungen ein klares Gesamtbild von Ludwig d. B. Für unsere Prüfung ist die eindeutig aufsteigende Entwicklungslinie wesentlich, auf welcher die Persönlichkeit Ludwigs aus dem Schatten negativer einseitiger Beurteilung allmählich in den Bereich der Helle und Festigkeit tritt, welchen die sachliche Wissenschaft hegt und pflegt.

Noch ist dieses Ziel aber nicht erreicht. Neben der politischen Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts, die Ludwig als einen ‚Schattenkönig' des Spätmittelalters im Gegensatz zu den staufischen Kaiserherrschern aus patriotischer Voreingenommenheit verurteilt, gibt es noch diejenige Geschichtschreibung, die Ludwig aus konfessionellen Gründen verdammt. Merkwürdigerweise sind sich in diesem Punkte katholische und protestantische Geschichtschreibung ziemlich einig. Zu besonderem Einfluß gelangt in der Wissenschaft keine der beiden Richtungen. Sie können getrost als Episode bezeichnet werden. Auch zahlenmäßig sind die beiden feindlichen Lager nur schwach vertreten.

Reichhaltig, eigenartig und auch neu in der Auffassung über die Regierungszeit Ludwigs äußert sich wieder Karl Lamprecht

in seiner ‚deutschen Geschichte‘ (IV, Bln. 1894), den wir ob seiner besonderen Rolle in der deutschen Historiographie als ‚naturwissenschaftlichen‘ Historiker oder ‚Kulturgeschichtler‘ hier als ‚Einzelgänger‘ einreihen. Mit vielseitiger Empfänglichkeit verbindet er das unermüdliche Streben, auch den Zeitabschnitt Ludwigs seinen Ideen einzuordnen. Auf dem Wege psychologisch induktiver Durcharbeitung, die den Blick auf die ganze Mannigfaltigkeit der Entwicklungen jener Zeit, auf das Nebeneinander und die Wechselbeziehungen der Zustände der Nation des 14. Jahrhunderts gerichtet hält, gelangt er zu erstmalig ausgesprochenen wirtschaftsgeschichtlichen Studien. Das Leben Ludwigs gehörte einer Zeit schwerster wirtschaftlicher Krisis an, die auszunützen für die rücksichtslose staatsmännische Klugheit Ludwigs spricht. Geistigen Einflüssen mißt Lamprecht für die Zeit Ludwigs besondere Bedeutung bei. Die Staatslehre, wie sie jahrhundertelang aus dem „Defensor pacis“ das politische Tun aller Papstfeinde befruchtete, wird besonders hervorgehoben. Der Zusammenhang zwischen dem Kampfe Ludwigs gegen die Kurie und dem Armutsstreite liegt auf der Hand: „was Ludwig, ein Nachfolger der alten Kaiser, auf staatsrechtlichem Gebiete, das suchten die Spiritualen des Minoritenordens, die Genossen der Ideen eines Bernhard v. Clairvaux und Arnold v. Brescia, auf kirchlichem Gebiete durchzusetzen: beiden galt es den Kampf gegen die verweltlichte Kirche. Darum suchten die Spiritualen Verbindung mit Ludwig, und den staatsrechtlichen Ausführungen der Appellation von Sachsenhausen folgte geschichtlich völlig begründet die Verketzerung des Papstes als eines Gegners christlicher Armut“. Freilich wo sich Lamprecht auf das kirchliche Gebiet begibt, da tritt auch seine ‚weltanschauliche‘ Bedingtheit zutage! Mit einer gewissen Neigung zu effektvoller Darstellung wendet er sich gegen das Papsttum, gegen die katholische Kirche. Und wo Ludwig geneigt scheint, dem Papsttum Zugeständnisse einzuräumen, da läßt sich auch Lamprecht zu einem Urteil gegen Ludwig hinreißen. Sicherlich spricht in diesen Urteilen auch die von Hause mitgebrachte konfessionelle Voreingenommenheit mit. Johann XXII. wird (S. 86) als der „hinfällige Greis mit den schlaffen Muskeln“ geschildert, eine Darstellung, die wohl quellenmäßig nicht begründet ist. Das Verfahren Johanns, als dieser den ersten Prozeß an die Türen des Doms von Avignon anschlug, bezeichnet er als „unerhört“. Aber die Wutausbrüche des Papstes machten in Deutschland wenig Eindruck. Sie trugen vielmehr dazu bei, die Nation, die „schon länger in leisen Schwingungen künftiger Erwägungen“ begriffen war, zu „fester Stellungnahme gegen den Papst für den Kaiser“ aufzurufen (S. 99). Ein „gründlicher Haß gegen das Papsttum“ hielt das ganze Bürgertum gefangen (S. 102). Lamprecht begeht unter dieser anti-

päpstlich eingestellten Befangenheit den Fehler, daß er einzelne Zustände verallgemeinert; dadurch entstehen verzerrte und falsche Bilder. Verurteilung erfährt Ludwigs Hausmachtpolitik, in deren Verfolgung er von jeher „unersättliche Begierde" gezeigt hätte (S. 104). Das gleiche unpolitische Verständnis begegnet in der Beurteilung der Erwerbung Tirols, die Ludwig nur aus „Ländergier" vollzogen habe. „Unter diesen Umständen begreift sich, daß sich allmählich die nationalen Antipathien gegen Ludwig bis zu dem Schlagwort verdichteten, der Baier habe das Reich zugrunde gerichtet" (S. 105).

Das von Lamprecht gezeichnete Bild Ludwigs ist trotz neuer, vor allem wirtschaftstheoretischer Beleuchtung, ein recht verschwommenes. Weltanschauliche oder wenn man will, konfessionelle Voreingenommenheit raubt Ludwig die besten Züge.

Das Verdienst Lamprechts liegt demnach nicht in der quellenkritischen Vervollständigung des Bildes von Ludwigs Persönlichkeit sondern in dem Aufweisen neuer Zielpunkte, wie der wirtschaftlichen Beleuchtung, der kulturellen Betrachtungsweise. In diesen Punkten hat Lamprecht auch hier für die Geschichtswissenschaft anregend gewirkt. Die Spezialforschung hat sich gründlich damit beschäftigt, und aus den Lamprechtschen Anregungen fruchtbare Folgerungen gezogen. Lamprechts Auffassung machte sich die protestantische Geschichtschreibung zunutze, die sich in der Beurteilung der katholischen Kirchenverhältnisse gern auf ihn stützte. Die katholische Geschichtschreibung wurde durch die Ansichten Lamprechts über den Kampf zwischen Kaiser Ludwig und dem Papsttum herausgefordert Stellung zu nehmen. Manch irrige Voraussetzung Lamprechts wurde dadurch berichtigt (33). So bildet Lamprecht die Überleitung zu dem folgenden Abschnitt.

4. Unter konfessioneller Beeinflussung.

a) die katholische Richtung.

Ausgangspunkt für die katholische Geschichtsbetrachtung ist die Anschauung, daß das Kaisertum aus einer Verleihung des Papstes entstanden sei. In jedem einzelnen Falle konnte es nur durch die vom Papste zu vollziehende Salbung und Krönung erworben werden. Seitdem Papst Johann XII. im Jahre 962 dem ersten Otto die Krone reichte, leitete die katholische Kirche das freie Verfügungsrecht durch den Papst ab. In des Papstes Händen glaubte man das höchste Zepter aller huldigenden Völker der Erde zu erblicken. Dem Kaiser oblag als erhabenster Beruf die Schirmvogtei der Kirche. In der Vermählung des Papsttums mit dem Kai-

sertum zur Ausgestaltung der einen christlichen, römisch-katholischen Universalmonarchie bestand der eigentliche Kern des mittelalterlichen Gedankens. Nur solange die Herrscher an den Grundlagen auf welchen das Reich beruhte festhielten, konnte es seine Einheit und Kraft behaupten.

Begreiflich, daß ein Kaiser, der so radikal wie Ludwig d. B. mit all diesen Gepflogenheiten und Anschauungen brach, nicht nur das laute Mißfallen seiner zeitgenössischen Historiker erregte, sondern auch das der kirchentreuen katholischen Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts, die durch geistige Auseinandersetzungen mit anderen Richtungen, wie durch den „Kulturkampf" der siebziger Jahre in ihren dogmatischen Anschauungen noch doktrinärer zu denken pflegte.

Diese orthodoxen Formanschauungen bestimmen die Darstellung der Persönlichkeit Ludwigs; das Ergebnis muß ein negatives sein, da es an dem einfühlenden Verständnis für seine Handlungen fehlt. Erscheint gelegentlich ein lichter Gedanke, der Ludwig und seiner Zeit gerecht werden könnte, so wird derselbe sogleich überschattet von dem strengen Aufbau kalter Dogmatik. Es ist nur eine partielle Erfassung des Historischen von einer starren Beengtheit der historischen Auffassung, welche sofort unzählige Zweifel wachruft. Das Arbeiten nach den dogmatischen vorgezeichneten Richtsätzen verleiht diesen Darstellungen etwas Schematisches, Kaltes, worüber auch das Dialektische gewisser Formulierungen nicht hinweghilft.

Diese Tatsachen ergeben sich gleich bei dem hier erst zu behandelnden Historiker der katholischen Schule: I. E. Kopp (34). Könnte die katholische Auffassung über die Approbation des Kaisers eindeutiger die Voreingenommenheit der Darstellung darlegen, wie sie aus den Worten Kopps fließt? „Ludwig fehlte, was seinem Großvater dem Könige Rudolf bei allen Unternehmungen schützend zur Seite gestanden, und was noch jüngst den Kaiser Heinrich, selbst als er das Äußerste zu wagen schien, nicht ohne Zuversicht handeln ließ: die Anerkennung durch den apostolischen Stuhl. (!) Dagegen war, was Ludwig wider das Ansehen des Papstes und die kirchliche Einheit getan, mit der Stellung eines weltlichen Oberhauptes der Christenheit und eines Schirmvogtes der Kirche durchaus unvereinbar". Für Ludwig gibt es „extra ecclesiam" kein Heil. Der Kaisername, den er sich durch seine Romfahrt „gewaltsam" angeeignet, blieb „ein unleugbarer Raub an dem apostolischen Stuhle" (S. 129), der „vielfach gebannte" untergrub sich dadurch nur die rechtliche Stellung zu seinem Schaden. Immer wieder ist das Schlimmste, daß Ludwig die „Einheit mit der Kirche" gesprengt habe. Deshalb konnte er nie zu erfolgreicher Macht

gelangen. Gerade seine schwankende und unsichere Haltung half die „Verwirrung in kirchlichen Dingen" vermehren (vgl. S. 316). Die ganze Persönlichkeit Ludwigs wird nur vom kirchlichen Standpunkt aus betrachtet, politisches Verständnis ist nicht vorhanden.

Wie eine Verteidigung der päpstlichen Autorität gegen den Wittelsbacher muten die Forschungen an, die W. Felten in seiner Dissertation darlegt (35). Ludwig wird als „schwankender Charakter" geschildert, seine Politik als stetig wechselnd (S. 53). „Mit all den Schmähreden gegen den Papst, all den Äußerungen, die man dem Papste in den Mund legte, der Darlegung der italienischen Verhältnisse und des minoritischen Armutsstreites konnte man keine Wirkung auf die großen Massen machen oder auch nur erwarten" (S. 32). Von großem Schaden ist nach Felten die Sachsenhäuser Appellation für Ludwig gewesen. Begreiflich, liegen doch in ihr die energischsten Angriffe Ludwigs gegen den Papst, die diesem schadeten und Ludwig in Deutschland die Sympathien des Volkes verschafften. Unverkennbar können wir diese einseitige Darstellung auf die konfessionelle Befangenheit des Verfassers zurückführen. Die Quellenbenutzung ist wie bei Kopp eine subjektive, konfessionell-bedingte.

Von wissenschaftlichem Standpunkt aus kann eine solche Geschichtschreibung, keinen Anspruch auf Anerkennung machen. Möglich ist dies nur dann, wenn wissenschaftlichere Bahnen beschritten werden, die gründliche Erforschung der Quellen sich von jener konfessionellen Befangenheit freimacht. Freilich wird das Urteil in religiöser Beziehung bei Katholiken und Protestanten wohl stets ein verschiedenes sein. Was aber zu erreichen wäre, ist eine in den Hauptpunkten einheitliche Auffassung der Zeit Ludwigs d. B., der guten und schlechten Seiten seiner staatsmännischen Persönlichkeit auch für die konfessionelle Geschichtschreibung.

Haben die Forschungen darüber einen annähernd befriedigenden Abschluß gefunden?

Einen gangbaren Weg zu diesem Ziele geht H. Finke in seiner Kritik der Lamprechtschen „Deutschen Geschichte" (36). „Ohne Voreingenommenheit", wie der Verfasser einleitend im Vorwort bemerkt, hat er sich mit der Lektüre der Lamprechtschen Geschichte (4. und 5. Band, I. Hälfte) beschäftigt. Gerade die richtige Würdigung des Verhaltens der beiden Parteien in dem letzten großen kirchenpolitischen Kampf unter Kaiser Ludwig erfordert „ein gutes Maß von objektivem Empfinden". Denn es ist kein Leichtes diesem Kampfe gerecht zu werden, vor allem nicht für denjenigen, der „ein

warmes Herz für die Macht und Ehre Deutschlands in vergangenen Jahrhunderten hat, der aber auch nicht unempfindlich ist für die Größe der Kirche und des sie repräsentierenden Papsttums" (S. 51). Statt der unwandelbaren Prinzipien, wie sie frühere Papstkämpfe — Gregor VII. mit Heinrich IV. — aufwiesen, entscheidet gerade in diesem letzten wichtigen kirchenpolitischen Kampf zwischen den alten Mächten, oft „das Gefühl persönlicher Kränkung, der von Frankreich geschürte nationale Gegensatz, die Politik" (ebenda). Bezüglich der Lamprechtschen Darstellung des Kampfes kommt Finke zu dem gleichen Ergebnis, das wir bei der Behandlung Lamprechts vorweg nehmen konnten: was Akuratesse, wie objektive Behandlung der Fragen durch Lamprecht anlangt, so versagt er in diesen Forderungen. Finke glaubt sogar in der Lamprechtschen Darstellung einen ‚starken Rückschritt' zu erkennen, der es an einer „tiefen Erfassung" fehlt. Vielfach wird an der Glaubwürdigkeit ganzer Partien der Lamprechtschen Geschichte gezweifelt, was Finke durch Eingehen bis in letzte Details nachzuweisen bestrebt ist. Das Unhistorische der Finkeschen Betrachtungsweise liegt in der offensichtlichen Bevorzugung von Einzelfehlern auf kirchlichem und päpstlichem Gebiet, die Lamprecht auch tatsächlich unterlaufen sind. Die Berufung auf Autoritäten wie Riezler und Müller, deren historische Voreingenommenheit wir im Verlaufe der Verfolgung unseres Problems bewiesen haben, muß zur Vorsicht mahnen. Tatsache für Finke ist: Ludwig d. B. kämpft gegen den Papst, weil dieser ihn nicht anerkennt. In der Sachsenhauser Appellation tut er dem Papst den gröbsten Schimpf an, indem er ihn der Ketzerei zeiht. Ludwig hat dabei nur an seine nächsten Interessen gedacht. Und der Papst? Bei aller objektiven Bemühung Finkes wird man nicht unrecht tun, seiner Untersuchung in manchen Punkten vorzuwerfen, daß sie nicht genug der sachlichen Beweise bringe. Man kann sich des Eindrucks der, wenn auch zart ausgesprochenen Verurteilung Ludwigs, die zwischen den Zeilen zu lesen ist, nicht erwehren. Wohl ist der von Finke begangene Weg ein bedeutsamer Fortschritt für die konfessionelle (katholische) Geschichtschreibung. Noch mehr Loslösung von beengender Weltanschauung ist notwendig, um wirklich den Weg zu der sachlichen Wissenschaft zu finden, wie ihn später Heinrich Finke denn auch fand (37).

b) die protestantische Richtung.

Seit dem Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts steigerte sich das Interesse in ungeahntem Maße für die Vorgeschichte der Reformation, wodurch die Forschung des späteren Mittelalters lebhafte Bereicherung erfuhr. Der Grund hierfür liegt in der entsprechenden allgemeinen Richtung, die damals die Ge-

schichtswissenschaft auf die Erforschung der Ursachen der historischen Erscheinungen nahm, das ausgehende Mittelalter erscheint als „eine Vorbereitungszeit" für die Reformation (38). So hat die protestantische Historie des 19. Jahrhunderts oft „um Luthers Auftreten zu rechtfertigen und die schlechten Früchte des mittelalterlichen Systems greifbar nachzuweisen, die kirchlich-sittlichen Zustände des ausgehenden Mittelalters mit den schwärzesten Farben malen zu müssen geglaubt". In diesem Geständnis eines ihrer repräsentativsten Vertreter der Gegenwart, nämlich Georg von Belows liegt die subjektive Stellung der protestantischen Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts auch gegenüber den Ereignissen des 14. Jahrhunderts begründet, die Parteilichkeit der Berichterstattung ist eine durch konfessionelle Vorurteile gegebene Tatsache (39). Die Beurteilung Ludwigs ist naturgemäß eine negative.

So ungeheuer das Material über die allgemeine, vor allem kirchliche und kulturgeschichtliche Historie der Vorreformation angewachsen ist (40), so ist das Ergebnis über den Zeitabschnitt Ludwigs d. B. ein recht dürftiges.

Walter Friedensburg kommt in seiner Göttinger Dissertation der Persönlichkeit Ludwigs nur wenig nahe (41). So erfahren wir, daß Ludwigs Niederlage vor Burgau ihn, da die „moralische Niederlage" weit schlimmer als der strategische Mißerfolg war, der „Verachtung und Schande" preisgegeben habe (S. 8/9). Seine fernere Regierung war eine „fast ununterbrochene Kette von Kämpfen und Verlegenheiten, welchen Ludwig oftmals haltlos gegenüber stand, nicht fähig, eine Partei dauernd an sich zu fesseln, noch irgend einem bestimmten Ziel ohne Unterlaß zuzustreben" (S. 77). Den Grund dieser negativen Beurteilung Ludwigs können wir einerseits darin erkennen, daß quellenkritisch eine gewisse subjektive Neigung, die der konfessionellen Anschauung des Verfassers entsprach, vorherrschte, andererseits die Vorlagen der bisher über Ludwig erschienenen Einzelforschung, vor allem Riezlers Werke — Müller und Preger erschienen erst 2 Jahre später auf dem Plan — bestimmend mitgewirkt haben.

Am bezeichnendsten für befangene protestantische Geschichtsbetrachtung des 19. Jahrhunderts über die Zeit Ludwigs d. B. sind die Anschauungen, die Julius von Pflugk-Harttung vertritt (42). Die Zeitepoche des Wittelsbachers liegt im dunkelsten Schatten. Sie ist gekennzeichnet durch Armut an großen Menschen und großen Zielen, durch Dürftigkeit an äußeren Erfolgen. Sie bedeutet den Zusammenbruch mittelalterlichen Wesens. Denn „die Zeit Ludwigs d. B. gehört zu den traurigsten des deutschen

Reiches. Sie war weit schlimmer, als man gemeinhin annimmt, denn sie zeitigte einen Krieg, welcher nachzitterte bis in die letzten Winkel, die letzten des Landes, die letzten des Herzens". Beflissentlich wird die Schuld dort gesucht, wo sie nach protestantischer Auffassung nur sitzen kann: „namentlich der Kirchenhader weckte alle bösen Geister, umsomehr, als er von der Kurie mit größter Rührigkeit und allen Schreckmitteln des Gewissens betrieben wurde. Auf die Verurteilten rasselten Bann und Interdikt hernieder, infolge deren der öffentliche Gottesdienst, die kirchlichen Begräbnisse und die Spendung der Sakramente aufhören sollte. Es geschah mithin das Äußerste" (S. 186). Rein gefühlsmäßig werden die Zustände untersucht: „Neben der Aufstachelung des religiösen Empfindens wurde die des Eigennutzes und anderer unlauterer Leidenschaften mit Hochdruck betrieben". Mit blindem Eifer wird jeder „vor Fragen gestellt, auf die er keine Antwort, in Bedenken gezerrt, aus denen er keinen Ausweg" findet (S. 187). Kirche und Staat erschüttern sich gegenseitig. Was man für heilig gehalten, „zog sich gegenseitig in den Kot" (ebenda). Man wußte oft nicht mehr, was „Unrecht, was Gut, was Böse sei, nicht mehr aus noch ein". Wohin Pflugk-Harttung auch blickt, sieht er nur ein Chaos: „Der Vater stand gegen den Sohn, der Bruder gegen den Bruder, das Domkapitel gegen den Bischof, der Mönch gegen den Weltgeistlichen, der Rat gegen die Bürgerschaft, die Bürgerschaft, der Rat, die engste Familie Mann und Weib waren gespalten" (ebenda). Grell werden die Schäden des damaligen Kirchenwesens beleuchtet: viele Geistliche verwilderten und verkamen. Sie flüchteten in Einöden, warfen ihr Priester- und Ordensgewand von sich und „wurden Wegelagerer". Einzelne Begebenheiten werden verallgemeinert und zu falschen Bildern gefügt. Bar jeglichen sachlichen Empfindens wird das Papsttum, die katholische Kirche verurteilt. Die kirchliche ideale Gewalt des Papsttums im Reiche hat sich in unzählige reale Rechte, Ansprüche und Geldzahlungen umgewandelt und veräußerlicht. Und „da nun das Papsttum nicht mehr im inneren Überzeugungsleben der meisten Menschen stand und doch namenloses Elend brachte, also schwere Schuld auf sich lud, so hat es sich in Deutschland nie mehr von der moralischen Todeswunde erholt, die es sich im Übermaße seiner Ansprüche selber geschlagen" (S. 173). Die Hauptbedeutung der Regierung Ludwigs besteht denn auch in der Durchführung der Unabhängigkeit der Krone vom Papsttum. Das Wesen des Kaisers wird vom Autor als „sprunghaft und fahrig" geschildert.

Wie schwer, auch bei vertiefter Sachkenntnis, eine Verständigung in prinzipiellen kirchlichen Fragen ist, zeigen sämtliche kir-

chengeschichtlichen Darstellungen um 1900. Zwar macht sich ein erfreulicher Zug zu sachlicherer Darstellung bemerkbar, aber in den prinzipiellen Fragen bleiben sich sämtliche protestantische Historiker treu.

Wird auch die historische Bedeutung des Spätmittelalters, namentlich wegen der Neuordnung, die Luther auf dem Zerfallenen schuf, anerkannt, so bleibt die protestantische Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts doch der unversöhnliche Feind seines Wesens.

Erst Albert Hauck blieb es in seiner Kirchengeschichte Deutschlands (V, 1. Leipz. 1911) vorbehalten, die Bahnen strengsachlicher Wissenschaftlichkeit zu finden: Die kirchliche Geschichte ist eng mit der politischen verknüpft. Der Persönlichkeit Ludwigs wird zum erstenmale von protestantischer Geschichtsbetrachtung eine gerechte, sachliche Würdigung zuteil, die Anspruch auf allgemeine historische Gültigkeit erheben kann. Klipp und klar wird es ausgesprochen: „Ludwig war nicht der unbedeutende Mann", den man bisher in ihm gesehen hat. „Gleichgültig gegen jede Gefahr" behauptete sich der Kaiser mit entschlossener Tatkraft und zäher Konsequenz in der Verfolgung seiner Pläne gegen seine Feinde. Endlich wird ihm auch politisches Verständnis entgegengebracht, denn „die Schritte des Kaisers waren durch die Notwendigkeit der politischen Lage bedingt" (S. 511). Dadurch gewinnen die vielfach so beschimpften Handlungen des Wittelsbachers eine ganz neue Beleuchtung. Daß sich Ludwig z. B. zum Kaiser krönen ließ, war, nachdem er den Zug nach Rom einmal unternommen hatte, „eine politische Notwendigkeit". „Der Romzug ohne Krönung wäre einer Niederlage gleichgekommen" (S. 510). In dem kirchlichen Streit mit dem Papsttum stellte Ludwig seinen Mann, der gewußt, was er wollte. Wo er auf Widerstand stieß, drohte er „mit der äußersten Gewalt" (S. 526). Durchaus sachlich die Feststellung Haucks: „Wägt man die Kraft auf beiden Seiten ab, so scheint mir die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß es Ludwig, wenn er festblieb, gelang, die Wiederaufnahme des Gottesdienstes in Deutschland zu erzwingen" (S. 530). Mit welcher Lebendigkeit ersteht hier das klare Bild der staatsmännischen Persönlichkeit des Bayern!

Mit Haucks kirchengeschichtlicher Darstellung ist auch für die protestantische Geschichtsauffassung jene Höhe erreicht, um zu erkennen, daß der Geschichtschreiber seiner Aufgabe nur in dem Grade entsprechen kann, in welchem er sich freimacht von aller konfessionellen Einseitigkeit, von subjektiven Ansichten und Interessen, sich in die Objektivität der Sache selbst versetzt.

Es ist nicht nötig, bei vergleichender Betrachtung der klaren Ergebnisse der beiden konfessionellen Richtungen noch viel hinzuzufügen. Katholische und protestantische Geschichtschreibung sind sich beide, voneinander unabhängig und unbeeinflußt, auf demselben Wege begegnet und haben beide festgestellt, daß der Geschichtschreiber, um zur vollen Realität des Geschehens zu gelangen, sich in das Besondere, Individuelle, Konkrete der geschichtlichen Erscheinungen so tief als möglich versenken muß. Nur unter strenger Abstreifung jeglicher konfessioneller oder subjektiver Voreingenommenheit kann „die eine Wahrheit" sein. Alles, was den Unterschied der katholischen und protestantischen Geschichtschreibung ausmacht, liegt auf der Grenzscheide der beiden großen Perioden, in welche die Geschichte der Kirche sich verzweigt. Wo es nicht gelingt, sich in diesen strittigen Gebieten zu einigen, um die möglichste Sachlichkeit festzustellen, hat die weltliche Geschichtschreibung die Aufgabe, hier aufgrund besserer und gründlicherer Forschung vermittelnd einzugreifen.

II. ABSCHNITT.

Karl IV. von Luxemburg.

Bei weitem nicht so heiß umstritten wie Ludwig d. B. ist die staatsmännische Persönlichkeit des bedeutendsten Herrschers des Spätmittelalters, Karls IV. Zwar hat auch er der Geschichtsforschung des 19. Jahrhunderts manches Rätsel aufgegeben. Aber mit unermüdlichem Fleiß brachte die Geschichtswissenschaft unter entschiedener Abstreifung des „Zeitgeistes" verhältnismäßig bald Licht in das Dunkel; die politische Stellung Karl IV. in der Geschichte war in der Hauptsache bald erkannt und entschieden. Naturgemäß ist die Literatur über ihn nicht so umfangreich, zudem ist die Beeinflussung der Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts über Karl begrenzter und beschränkt sich mehr auf die bedeutendsten Zeitströmungen des Jahrhunderts, auf Aufklärung und politische Beeinflussung. Beide Richtungen weisen in starkem Maße zeitliche Voreingenommenheit auf. Merkwürdigerweise hält sich für diesen Abschnitt die konfessionelle Geschichtschreibung im Hintergrund; wo sie tatsächlich eingreift geschieht es mit hoher Sachlichkeit; wir werden am gegebenen Ort darauf hinweisen. Auch für die romantische Schule ließen sich keine typischen Vertreter finden, wenn auch unverkennbar bei verschiedenen Historikern bis über die Mitte des Jahrhunderts geringfügige romantische Beeinflussung fühlbar wird.

A. Im Lichte der neueren Forschung.

Erklärlich ist es, daß über Persönlichkeiten wie Karl eine war, verschiedene Urteile gefällt werden. Seine Tätigkeit war so ungemein vielseitig, sein Charakter aus scheinbar widersprechenden Eigenschaften so unergründbar, daß die Meinungen über diesen „vielgewandten Odysseus" wie ihn Theodor Lindner nennt, auseinandergehen. Schon seine Zeitgenossen urteilen hart über ihn: „der Teichner tadelt Karls Verhalten, der Suchenwirt erwähnt zwar öfters der Kaiserkrönung in Rom, allein er hebt auch die Liebe Karls zum Pfennig hervor. Bekannt sind ferner die ungünstigen Urteile des Chronisten Mathias von Neuenburg" (43). „Eine Prophezeihung angeblich aus alter Zeit, die aber unter seiner Regierung entstanden sein muß, verkündet den Verfall des Reiches unter seiner Herrschaft" (44). Villani nennt ihn den „Pfaffenkönig" (45). Wilhelm von Ockam meinte sogar, der Papst betrachte ihn als seinen „Söldner" und „Laufburschen" (46). Süddeutsche Chronisten nennen ihn wegwerfend Karl den Kleinen, den „Minderer des Reiches" (47). Nichts hat dem späteren Andenken des Kaisers mehr geschadet als das geflügelte Wort vom „Reichserzstiefvater", das Maximilian I. im Banne derartiger volkstümlicher Urteile prägte. Bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hat die Geschichtsforschung diese Urteile bedenkenlos übernommen, und hat unter dem Einfluß der Zeitströmungen des Jahrhunderts noch viel dazu beigetragen, die gerechte und wahre Darstellung des Kaisers zu verfälschen, zu verzerren und zu verschleppen.

Die neueste Geschichtsforschung zeigt uns die Persönlichkeit Karls in sachlicher Beleuchtung, losgelöst von zeitlicher und subjektiver Befangenheit. Danach ist Karl IV. uneingeschränkt der bedeutendste Herrscher des späteren Mittelalters. „Langsam und zielbewußt hatte Karl seine Macht Schritt für Schritt erhöht, Böhmen und seine übrigen direkt regierenden Länder reich und blühend, zur tragfähigen Grundlage einer großen Macht gemacht; im Reiche übte er allenthalben Einfluß, in ganz Europa war er der mächtigste Herrscher" (Schmeidler). „Er ist nicht nur der klügste unter den deutschen Kaisern gewesen, sondern er gehört auch zu den größten Reichsgründern der abendländischen Geschichte, hierin dem Franken Karl und dem Sachsen Otto ebenbürtig" (S. 81). Ungeheuer war sein Wollen. Großes hat er vollbracht. In seinem politischen Verfahren und Denken war er seiner Zeit weit voraus. In ihren Grundgedanken war seine Politik einfach, großzügig und klar. Aber „der große Schweiger" liebte es, diese hinter vielverschlungenen Linien zu verbergen. Alle, auch die kleinsten Unter-

nehmungen waren real, nüchtern und berechnend, für die eigenen Interessen durchdacht. Nicht wie ein Krieger, aber wie ein „Kaufmann“ und „Großkapitalist“ hat er das Reich verwaltet. Obwohl er der Kirche mehr einräumte als alle seine Vorgänger zusammen genommen, hat er es verstanden sie seinen Zwecken dienstbar zu machen und empfindlich zu schädigen. Mit peinlicher Gesetzestechnik ordnete und regelte er das noch Lebendige aus der alten Reichsverfassung in der Goldnen Bulle, sicherte Reich und Deutschtum im Osten, verfolgte eine Machtpolitik großen Stiles und dehnte seine Wirtschaftspläne über die ganze damalige Welt aus. „Gefühlsmäßig stand er über den Nationen“ (S. 80). Freilich war er verwelscht, aber auch edles deutsches Blut rollte in seinen Adern. Einheitlich geschlossen steht er so vor uns: ein rastloser Arbeiter, ein Liebhaber des Friedens, ein halber Gelehrter, der für die kulturelle Hebung seiner Länder „unsichtbar fort in Gegenwart und Zukunft“ gewirkt hat (48).

B. Im Lichte der Forschung des 19. Jahrhunderts.

1. Unter aufklärerischem Einfluß.

Von eigentlicher Einzelforschung über Karl IV. läßt sich bei der ganzen aufklärerischen Geschichtschreibung nicht sprechen. Nur allgemeine Darstellungen deutscher Geschichtswerke stehen da zur Verfügung. Die Beurteilung Karls ist negativ, sie entspringt ganz der allgemeinen Auffassung, welche sich die aufklärerische Geschichtsbetrachtung vom Spätmittelalter bildete. Die Quellen werden — wie bei Ludwig d. B. — unkritisch und unter einseitiger Bevorzugung „aufklärerischer“ Elemente benutzt. Auch die andere typisch aufklärerische Eigenschaft wird auf Karl IV. angewandt: sämtliche politische Handlungen Karls werden unter moralischem Gesichtswinkel betrachtet, die „Tugend“ des Lesers soll durch Hinweise auf das „Unmoralische“ geweckt werden. Bei solch kritischer Stellungnahme verfällt aber die aufklärerische Geschichtschreibung gerade über Karl IV. allzuleicht in den Fehler das Gesamturteil über ihn in diesem einseitigen subjektiven zeitbefangenen Sinn auszuschütten. Zu der Ablehnung Karls trägt weiterhin dessen Verhältnis zur Kirche, zum Papsttum bei, dessen erbittertste Gegner bekanntlich die Aufklärer sind. Da sie sich nur an die Buchstaben der Quellen halten, glauben sie in Karl vor allem nur den „Pfaffenkönig“ zu sehen, ein tieferes Erfassen der staatsmännischen Persönlichkeit Karls bleibt in einseitig befangener Einstellung stecken.

In seiner ‚Geschichte der Deutschen‘ (49) umreißt K. A. Menzel die Politik Karls mit den Worten: „In jedem Falle bediente sich Karl seiner erhöhten Machtvollkommenheit eher dazu die Auflösung des Kaisertums und die vereinzelte Gestaltung der Staaten Deutschlands und Italiens zu befördern, als sie zu hemmen“ (S. 27). Danach hat auch das Kaisertum Karls dazu beigetragen, die Stände ihres Gehorsams zu entwöhnen. Indem der Kaiser seine eigenen Gesetze übertrat, wollte auch niemand mehr Gesetze oder Obrigkeiten achten. (Welcher Art die Gesetze sein sollen, wird hierbei nicht gesagt!) Unter moralischen Gesichtspunkten steht die weitere Beurteilung: „Listige Zusagen, berückende Hoffnungen, zweideutige Verträge, vorteilhafte Käufe, Erbverbrüderung und Heiraten waren die Waffen, die er lieber und geschickter als Schwert und Lanze zu führen pflegte“ (S. 80). Denselben moralischen Maßstab, sogar noch gestrenger, legen die beiden folgenden aufklärerischen Historiker an Karl. Auch hier wird, ohne zu versuchen der Politik Karls IV. Verständnis entgegenzubringen, der Stab über ihn gebrochen.

I. C. Pfister behandelt im 3. Band seiner „Geschichte der Teutschen“ den Zeitraum Karls IV. (50). Das Urteil über ihn ist geradezu vernichtend: „. . kein anderer Kaiser hat sich soviele Willkürlichkeiten erlaubt, keiner seine eigenen Gesetze so geradezu wieder überschritten, keiner, was dem Papste abgesprochen worden, wieder so unbedingt zugestanden, wie Karl IV. . Des Reiches Gut ist unter Karl IV. so verschleudert worden, daß man keinen Kaiser wählen konnte, der nicht schon ein bedeutendes Erbland hatte“ (S. 311). Zweifelsohne ist dieses Urteil ungerecht und zu hart, der geistigen aufklärerischen Zeitströmung zu viele Neigung entgegengebracht worden. Dem Sachverhalt einigermaßen näher rückt Pfister, wenn er auf das Verhältnis des Luxemburgers zu den Städten zu sprechen kommt. Er meint, daß sich Karl an Ludwigs Politik ein Beispiel genommen habe. Nur um sich durch den Beistand der Städte hochzuhalten, ist er bereit, deren bisher erworbene Rechte und Freiheiten zu bestätigen. Allein „wie er seine Regierungsmaximen immer nach den Umständen“ richtete (S. 283), so ändert sich auch sein Benehmen gegenüber den Städten, als er sie nicht mehr für seine Zwecke gebrauchen kann, und gibt sie bedenkenlos auf. Anläßlich der Wahl Karls IV. (1346) wirft er den Kurfürsten vor, daß sie sich „meineidig“ (S. 211) gemacht hätten, da sie den 1338 Ludwig d. B. geleisteten Eid „vor aller Welt“ gebrochen hätten.

Ganz an denselben Mängeln aufklärerischer Befangenheit leidet die Darstellung, welche F. C. Schlosser in seiner ‚Welt-

geschichte‘ gibt (51). Trotzdem stellt das Bild, das Schlosser von Karl IV. liefert, einen kleinen Fortschritt dar: die Behandlung ist eine gründlichere und kritischere, wenn auch letztere ganz besonders unter den moralischen Gesichtspunkten des Meisters steht, der ja die Geschichte überhaupt „als ethische Disciplin“ betrachtet hat. Seiner Auffassung nach betrachtete Karl das deutsche Kaisertum nur „als Mittel, nicht als Zweck“ (S. 513). Und „während Raub und Verheerung im Reich wüteten, war Karl fortwährend nur auf die Vergrößerung und Blüte seines Erblandes Böhmen bedacht“ (S. 518). Er hat dadurch die Reste der Monarchie zerstört und die „Anarchie“ vermehrt (S. 306). Seine Politik bezeichnet der Verfasser als „eigennützig und kleinlich“ (S. 307). Unter moralischer Beleuchtung erscheint die Persönlichkeit des Kaisers, der in sich das „tückische Wesen der Slaven“, die er beherrscht, mit der diplomatischen Gewandtheit der Franzosen, die ihn erzogen und mit den „treulosen egoistischen und politischen Künsten der Italiener, die ihn ausgebildet“, vereinigt (S. 300). Unbedenklich ist seine Gewissenlosigkeit, die Schlosser besonders in der Art, wie er in Brandenburg den Krieg nährte, ja sogar anstiftete, zu erkennen glaubt. Anerkennung verdient Karls Politik, welche er sich in Böhmen durch „Zivilisierung der Einwohner und Errichtung einer wohlgeordneten, halb slawischen, halb deutschen Monarchie“ erworben habe, wenn er auch auf solche Weise „das eigentliche Deutschland“ geopfert habe (S. 306). Denn auf Unkosten Deutschlands, um seiner Hausmacht zu gefallen, habe er einen großen Teil der kaiserlichen Rechte preisgegeben und die Nation „statt sie in ihren Rechten gegen die Räuber und Despoten zu schützen“, der Habgier und Herrschsucht derselben geopfert (S. 307). Großer Handlungen hält Schlosser die Seele des „gelehrten, frömmelnden Pedanten“ nicht fähig. Dazu waren seine Gesinnung und Mittel, um sich einen Vorteil zu erraffen, zu niedrig (S. 310). Gott habe aber seiner egoistischen Klugheit ein Ende gemacht. (!) Den realen Ausdruck für dieses Ende sieht Schlosser in dem Erlaß der „Goldnen Bulle“, welche er das „Grundgesetz der unseligen deutschen Vielherrschaft“ nennt (S. 315) und dessen Folgerungen an seinen Söhnen zuschanden geworden wären. Es wäre auch „zweckwidrige Verschwendung des Raumes“, auf diese „undeutschen Zeremonien“ und alles andere, was mit denselben zusammenhängt (Reichstage von Metz und Nürnberg), näher darauf einzugehen.

Den Römerzug Karls bezeichnet Schlosser als den ‚schmählichsten Römerzug‘, der je in der Geschichte vorgekommen. Nicht als kriegerischer oder richtender Kaiser, sondern als „diplomatischer und kaufmännischer“ ist Karl über die Alpen gezogen (S. 320). Ist auch in dieser Darstellung Schlossers ein kleiner Fortschritt

für die aufklärerische Geschichtsauffassung über das Zeitalter Karls ersichtlich, auf wissenschaftliche Anerkennung muß sie wegen der auffallend hervortretenden Bedingtheit verzichten.

2. Die politische Beeinflussung. (negative Darstellung Karls).

Zwar ist die kritische Untersuchung der Quellen fortgeschritten. Aber die politische Zeitströmung des Jahrhunderts, hervorgerufen durch die Freiheitskriege, durch die Einigungsbestrebungen der Jahre von 1848, durch die gewaltigen Ereignisse der siebziger Jahre, strömt eigenwillig in die geschichtlichen Anschauungen ein, und kommt naturgemäß in der zeitgenössischen Geschichtsforschung zum Ausdruck. Wenn sie sich auch bei der einheitlicher zu erfassenden Persönlichkeit, wie Karl IV., wo sich die Geschichtswissenschaft zudem noch auf reiches, gründliches Quellenmaterial stützen konnte, bald von der zeitlichen Befangenheit zugunsten möglichster Sachlichkeit gelöst hat, so ist diese Entwicklung bezeichnend für den nie rastenden Fortschritt der Geschichtswissenschaft. Mit zähem Fleiß, sachlicher Kritik bohrt sich die Forschung Schritt für Schritt in die spröde Materie ein, um durch jede einzelne Untersuchung einen, wenn auch nur kleinen Baustein, für den Aufbau eines klaren, streng wissenschaftlichen Lehrgebäudes zu liefern.

Die politische Befangenheit beherrscht die Anschauung des Geschichtschreibers über die Zeitepoche Karls IV. derart, daß wir auf kein allzu großes Verständnis für diese Zeit schließen können. Zu sehr schweben diesen Historikern ideale Wunschbilder oder die eigene erreichte herrliche Zeit vor. Die im Stillen arbeitende Persönlichkeit Karls, dieser nüchterne reale Geist kann auf die politische Geschichtschreibung, die sich gerne an großen Taten und Worten begeistert, keinen Eindruck machen. Verständlich, daß die Beurteilung Karls und seiner Zeit eine negative ist.

Bei E. F. Souchay, dem ersten dieser Reihe, spitzt sich die Feindschaft zwischen wirklichem Sachverhalt und seiner Darstellung zu offensichtlicher Befangenheit zu. Konkrete politische Handlungen des Luxemburgers werden mit diesem falschen Maß gemessen. Wo sich ja einmal eine sachliche Feststellung durchzusetzen scheint, erstickt diese in dem engen Gefüge, das sie umpreßt (52). Denn Souchay ist hartnäckiger Monarchist, er verlangt von den deutschen Herrschern in erster Linie Nationalgefühl. Wo diese nicht offensichtlich zutage tritt, ist sein Urteil bereits ausgesprochen: der Herrscher wird verdammt. Obwohl sie sich

selbst ‚politische' Geschichtschreibung nennt, mangelt es ihr auffallend an politischer Einsicht für andere Zeiten und Verhältnisse. Karls Regierung litt unter den „Naturereignissen" (gemeint ist scheinbar die Pest), die ihn verhinderten seine Regierung glücklich zu führen. Auf einen unzweifelhaft fähigen Monarchen sieht man mit „nationaler Entrüstung" zurück (S. 290). Er hatte keine Ader eines deutschen Königs; er lauerte auf seinem Thron um jeden Vorteil zu benutzen, der sich ihm von Fürsten, Städten, Bürgern oder Adel bot. Alles hatte er für sich erworben, „nie hat er etwas für das Reich gewagt" (bei S. gesperrt!). Außer dem System des persönlichen Vorteils hatte er keins für seine Regierung. „Er verleugnete beinahe seine deutsche Abkunft" (bei S. gesperrt!), er hat nirgends mit Kraft oder Aufopferung dem jämmerlichen Zustand des Reiches gesteuert. Es wird zwar nicht geleugnet, daß Karl ein „bedeutendes Talent zur Verwaltung" hatte, aber es in Deutschland angewandt zu haben, wird ihm weitgehend abgesprochen. Für Böhmen, für welches er stets bestrebt war, als ein echter Slave zu gelten, hat er alles geleistet. Nichts für das Reich. Durch die Goldne Bulle hat er eine „nützliche Arbeit" übernommen (S. 323/24). Aber um es kurz zu sagen: „die goldne Bulle war pomphaft in Worten; sie enthielt einige zweckmäßige Anordnungen für die Königswahl und ließ im übrigen das alte beim alten" (bei S. gesperrt!). Anläßlich der Städteunruhen in Frankfurt a. M. — Souchay lebte selbst in Frankfurt — bezeichnete er den Kaiser als „einen gemeinen im voraus bestochenen Spekulanten" (vgl. S. 351). Er war eben ein „sinnreich listiger Mann" (S. 353). Seine persönlichen Neigungen stehen im Widerspruch mit dem Bekenntnis zu seiner Religion, er folgte hier „seinen Gelüsten" (S. 374). Mit großer Beharrlichkeit und Schlauheit habe der „Heuchler und wahre Crassus an Geiz" die Macht im Reich erlangt (S. 375). Und nun am Schlusse, die bezeichnenden Worte: „Ist es also einem Deutschen möglich, diesen Kaiser zu bewundern, ihn nicht zu verachten?"

Nicht so ausgeprägte Voreingenommenheit atmet der Aufsatz von Franz X. W e g e l e (53), der darin die Goldne Bulle streift. Die alte Verfassung war mit den Staufern untergegangen. Bis 1356, dem Gründungsjahr der Goldnen Bulle, hatte man über 100 Jahre lang „aus der Hand in den Mund gelebt". Karl IV. hat diese schwerempfundene Lücke ausgefüllt, indem er durch das Gesetz Ordnung schaffen wollte. Allein es hat „den wahren Bedürfnissen des Reiches in keiner Weise" Rechnung getragen. Es war von keinem „schöpferischen Gedanken" getragen und hat die Schwie-

rigkeit, die einer Neugestaltung des Reiches entgegenstand, nur „umgangen, aber nicht bewältigt“ (S. 1).

Wohltuende Sachlichkeit der Darstellung verrät Heinrich von Sybel in dem, was er über Karl IV. im Rahmen seiner Schrift ‚Die deutsche Nation und das Kaiserreich‘ (Düsseldorf 1862) zu sagen weiß. Die an Karl geübte Kritik ist zurückhaltend und kurz, weist aber in der Gesamtbetrachtung der Sybelschen Arbeit alle Kennzeichen politischer Voreingenommenheit auf. So lernen wir Karl als einen besonnenen, überall nüchternen Praktiker und klugen Rechner kennen, der als „unbarmherziger Realist“ vorsichtig haushielt. Erfüllt von dem Sinne für Macht, Zucht und Ordnung sah Karl IV., daß Kirche und Staat einer Reform bedurften. Jene, da sie zu sehr verweltlicht war, dieser, da er durch die „Anarchie“ zerrüttet war (S. 81). Karl hielt es für falsch sich mit den Gewalten in offene, allseitige Feindschaft zu setzen, bediente sich vielmehr des Umstandes, durch Koalition eine neue Reichsverfassung zustande zu bringen.

Sachlichere Darstellung weist auch Georg Tumbült auf, der in einer Dissertationsschrift ‚Karls Beziehungen zu den schwäbischen Reichsstädten‘ untersucht (54). Karl hat anfänglich die freien Reichsstädte unterstützt; er machte aus der Not eine Tugend und wartete nur solange ab, bis er seine Stellung einigermaßen befestigt hatte, um dann die Städte für seine Zwecke bedenkenlos auszunützen. Städte und Territorialherren in Schwaben sollten sich die Wagschale halten; er glaubte dadurch das Königtum am besten über den Parteien zu halten und zu kräftigen. Das „Schaukelsystem“ dieser Politik entsprach nicht der „Würde des Königtums und dem Begriff, den die Träger der Krone sich von ihr noch machten“ (S. 5). Das ganze Verhältnis Karls gegenüber den Städten entsprang niemals seinem Wohlwollen für diese; mit Geschicklichkeit nützte er diese nur skrupellos für seine eigenen Interessen aus. Dadurch hat Karl es nicht verstanden, die Fülle der Kraft, die in diesem neuen Organismus lag, sich dienstbar zu machen; er hat sie vielmehr in die feindliche Richtung hineingetrieben; seine eigennützige Politik hat die ärgsten Verwirrungen im Reiche heraufbeschworen. Am Abend seines Lebens mußte der Kaiser sehen, daß die Städte sich gegen seine Reichsgewalt verschworen und verbündeten.

Wie sehr auch der 1850 in Böhmen geborene Prager Professor Emil Werunsky durch sein dreibändiges, unvollendetes Werk

über Karl IV. (55) zur Bereicherung der Literatur über Karl beigetragen hat, umso bedauerlicher ist, die Feststellung machen zu müssen, daß es nicht vollkommen den wissenschaftlichen Anforderungen entspricht. Ist auch die zeitliche „Voreingenommenheit“ nicht so augenscheinlich, wie etwa bei Souchay, so haben seine Ausführungen doch viel dazu beigetragen, die sachliche Herausstellung der Persönlichkeit und Politik Karls zu verschleppen.

Die Gelöbnisse Karls gegenüber dem Papsttum übersteigen alle Verzichte früherer Kaiser und Könige: „Überblickt man die Reihe der Gelöbnisse Karls in ihrem Verhältnis zu ähnlichen Konzessionen früherer von den Päpsten anerkannter römischer Könige und sodann zu den vom gebannten Kaiser Ludwig angenommenen Absolutionsbedingungen, so kommt man zu dem Schlusse, daß Karl sowohl die herkömmlichen Eide früherer römischer Könige, als auch fast alle von Kaiser Ludwig in den Jahren 1336 und 1343 gemachten Zugeständnisse zumeist mit Wiedergabe des vollen Wortlautes erneuert hat“ (I, 418). Die Wahl des Luxemburgers war durch die plötzliche Sinnesänderung der Kurfürsten ermöglicht worden, die durch die bedeutenden Privatvorteile „die Handsalben“, welche ihnen geboten wurden ihr Stimmrecht möglichst einträglich „verkauften“. Karl war nicht der erste ‚römische‘ König, der die Demütigung, vom Papste approbiert zu werden, über sich ergehen ließ, „aber die Weise seines Verhaltens in dem Zeitraum vor der Wahl bis zur Approbation war noch skrupelloser als bei früheren Königen“ (S. 74). Die Kaiserkrönung ging ohne Blutvergießen und Kampf ruhig vor sich. „Aber um welchen Preis war diese Ruhe erkauft worden! Jedes Recht auf die ewige Stadt war dem Kaiser genommen, der von ihr den Namen führte. Um den Preis der tiefsten Erniedrigung des Kaisertums ward der fatale Friede erkauft“ (Innsbruck 1886, II, 575). Es war eine „schmachvolle Opferwilligkeit“ (ebenda). Mit wenig Ruhm, männlichen Taten und „mit der Schande, die kaiserliche Majestät erniedrigt zu haben“, ist er von Italien zurückgekehrt. Überdies hat seine „zu offen gezeigte, allzugroße Geldgier wesentlich dazu beigetragen, sein Andenken geradezu verächtlich zu machen“ (II, 610). Endlich kann es auch nicht geleugnet werden, daß Karl durch seine Nachgiebigkeit gegen den Papst, die sich darin zeigte, daß er als Kaiser Rom vor Sonnenuntergang wie ein Flüchtling verlassen, weil es der Papst befohlen, „die Reichsautorität aufs Tiefste erniedrigt hat“. Mit diesen Ausführungen steht das anerkennende Urteil in Widerspruch, das Werunsky zusammenfassend der italienischen Politik Karls zollt: sie war „wohl überlegt und beharrlich ganz darnach angetan, Erfolge zu erreichen, wie sie sonst nur gewaltige Energie des Handelns zuwege brachte“. Ganz Italien

hat Karl als König und Kaiser gehuldigt. Er hat zu gewinnen verstanden, „was überhaupt zu gewinnen war“ (S. 613).

Die Judenverfolgung, die unter Karls Regierung stattfand, bezeichnete Werunsky als „Vernichtungsraserei“, als „eine Kreditkrise barbarischester Art“. Sein Verhalten war passiv, er tat so gut wie nichts um den Greuelszenen Einhalt zu gebieten (I, 271.). Den durch den „düstern Fanatismus der Geißlergesellschaften“ hervortretenden Haß gegen den reichen Klerus erkennt der Verfasser als ein „sozialistisches Moment“, das besonders auf proletarische Existenzen große Anziehungskraft ausgeübt habe.

Zweifelsohne bemüht sich der Verfasser ernstlich ein möglichst objektives Bild von Karl und seiner Zeit zu liefern. Allein die unbewußte Abhängigkeit vom Zeitgeiste, die Nichtbeachtung oder Verkennung des Bishergeleisteten (Friedjungs tiefschürfende und bahnbrechende Darstellung war bereits 1876 publiziert!) beengen das kritische Urteil Werunskys und verwischen die in einzelnen Zügen sachlichen Würdigungen im Gesamturteil. Man kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß der Verfasser in der Übernahme und Bearbeitung der Quellen zu buchstäblich vorgeht, sich nicht getraut, mit der nötigen Beharrlichkeit weittragende Schlußfolgerungen zu ziehen. Wo solche gewagt werden, fallen sie dürftig und nicht immer richtig aus. Kulturelle Streiflichter durchziehen belebend die Ausführungen.

Mehr den sozialen Zuständen der Zeitepoche Karls widmet sich Karl Lamprecht in seiner ‚Deutschen Geschichte‘ (IV. Bln. 1894). Die Ausführungen Lindners scheinen ihm noch nicht bekannt zu sein, denn Lamprecht vertritt noch die veraltete Anschauung, daß Karl alles nur in seinem Interesse für Böhmen, fast nichts für das Reich getan habe. Alle Motive zu seinen Handlungen entspringen ausnahmslos solchen der Luxemburgischen Hausmachtspolitik. Nichts bezeichnender, als daß unter Karl „dem guten Verwalter“ die Reichsverwaltung mit der böhmischen Zentrallandesverwaltung verschmolzen wird. „Das Reich galt Karl als eine Art Annex seines tschechischen Eigentums“ (S. 353), so wurde es „gleichgültig“ als Bestandteil seiner Berechnungen betrachtet, in dem großen Rahmen seiner Hausmachtpolitik, die er „im Sinne einer Weltmachtspolitik“ betrieb (S. 356). Die rücksichtslose Hausmachtpolitik hat dann die „längst drohenden Gewitterwolken sozialer Kämpfe zur Entladung gebracht“ (S. 362). Indem er Städte und Adel zueinander in Gegensatz brachte, stimmte er sich die Fürsten günstig, die er für die Königswahl seines Sohnes zu gewinnen trachtete. Gegenüber den „wichtigsten sozialen Vorgängen der natio-

nalen Geschichte“ mußte die monarchische Gewalt versagen; das Kaisertum besaß nicht mehr die Kraft diese zu erhalten.

Lamprecht verwechselt hier den wahren Sachverhalt. Der Kaiser überläßt absichtlich die politischen und sozialen Gegensätze sich selbst, denn dadurch gewinnt er die Kraft, sich über sie zu stellen. Unbewußt schwingt konfessionelle Befangenheit mit, ist doch die leidenschaftliche Bekämpfung des Papsttums durch Lamprecht aus den vorhergehenden Abschnitten bekannt.

3. Die unvoreingenommene (objektive) Geschichtsforschung.

Der weitere Entwicklungsgang der Einzeluntersuchung über die Zeit und Persönlichkeit Karls IV. ist stetig fortschreitend. Die historische Erkenntnis dringt allmählich immer tiefer in die Materie ein, mit kühner Weitsicht wird die Gestalt Karls aus der engen Sphäre geistiger Gebundenheit in freie wissenschaftliche Sachlichkeit erhoben.

Richtunggebend ist wieder Ranke: mit seherischer Voraussicht, dichterischer Kraft und Sachlichkeit wird die bedeutende Persönlichkeit Karls gestaltet.

Unter allen Menschen, die jemals in Böhmen geboren worden sind, ist Karl ohne Zweifel als „der wichtigste und größte Mann“ zu betrachten. In drei Punkten bestehen die Verdienste Karls um das Reich: „in der Festsetzung der Unabhängigkeit von dem Papsttum und der Ordnung der Wahl, was zugleich einen Vorrang der Kurfürsten, als der immerwährenden Repräsentanten des Reiches, in sich schließt; — in der Stiftung der Universität, welche den Beginn der geistigen Unabhängigkeit der Nation, die sonst von der Theologie zu Paris beherrscht worden wäre, bezeichnet; — endlich in den merkantilen Einrichtungen, Flußschiffahrt usw., welche das östliche Deutschland in inneren Zusammenhang brachten. Alles ist sein eigenes Interesse, das Interesse von Böhmen und Luxemburg, aber zugleich das Interesse von Deutschland“.

Karl IV. erscheint Ranke als „ein Mann von Studien und Gelehrsamkeit, nicht ohne einen gewissen Tiefsinn“. Bei aller Neigung zum Tiefsinn war er gleichwohl „bedächtig und nüchtern“ (56), „behutsam, berechnend, diplomatisch“ (S. 66). Stets tritt er, „ein nüchterner Mann und guter Haushalter, mit dem Übergewicht der Klugheit“ auf. Dadurch bezwingt er seine Gegner. Ranke beschließt sein Essay mit den trefflichen Worten: Karl wußte sehr wohl, „was sich in der Welt ausrichten lasse, und was nicht“ (S. 92).

Zu fruchtbarer Anregung der Literatur über Karl IV. hat dann J. Friedrich Böhmer mit seinen Regesta Imperii unter Karl IV. (1346—1378) beigetragen, die dann Alfons Huber 1877 aus dem Nachlaß des Verstorbenen der Öffentlichkeit unterbreitete (Innsbruck 1877). Aufgrund der durch Böhmer gesammelten Urkunden schildert Huber in der einleitenden „Übersicht" des Werkes das Leben Karls (S. XIII—XXXVI). Ist auch leise politische Voreingenommenheit fühlbar, so verdient die sachliche Bearbeitung, das Bemühen Karls Politik gerecht zu werden, hohe Anerkennung. Mit manch überholten Anschauungen wird gebrochen, um sachlicherem Verständnis Platz zu machen. Tadel findet die „Willfährigkeit" Karls, der Kirche alles, was sie verlangte, preiszugeben (S. XV u. XVI). Zurückgewiesen wird die bisherige geringschätzige Beurteilung des ersten Römerzuges Karls: „Ganz Italien, so weit es überhaupt zum Reich gehörte, hatte die Herrschaft des Königs wieder anerkannt und es dürfte diesem doch kaum zum Vorwurfe gereichen, daß er dies Resultat nicht durch blutige Kämpfe, sondern durch diplomatische Mittel erzielte" (S. XXV). Auch die Vorwürfe, die Karl durch die Goldne Bulle gemacht worden sind, hat man „wohl kaum mit Recht" erhoben. Betont wird, daß Karl auch das Interesse des Reiches nicht aus den Augen gelassen habe (S. XXVII). „Faßt man die Regierungstätigkeit Karls unbefangen ins Auge, so dürfte man den ihm vom Kaiser Maximilian I. gemachten und später so oft wiederholten Ausspruch, er sei des ‚heiligen römischen Reiches Erzstiefvater gewesen', doch kaum gerechtfertigt finden" (S. XXXIII). Karl hatte es verstanden, „auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse Ordnung zu schaffen und alle Teile des Reiches zur Anerkennung der Autorität des Königs bewogen" (ebenda).

Überraschend ist die plötzliche Schwenkung, die Alfred Mating-Sammler in seiner Jenaer Dissertationsarbeit über ‚Karl von Lützelburg' (57) unternimmt. Er nimmt Karl IV. gegen die herkömmliche ungünstig über ihn urteilende Wissenschaft in Schutz. Bezeichnend hierbei ist, daß er die Ursache dieser bisherigen negativen Beurteilung des Luxemburgers, nämlich die durch den Zeitgeist befangene Forschung, nicht untersucht. Aufgrund gründlicher Kenntnis der Quellen und Darstellungen seines Stoffes entsteht so ein Bild Karls, das wohltuende sachliche Kritik zum Ausdruck bringt. Zurückgewiesen werden eingangs die Vorwürfe gegen Karl: daß er die Dinge im Reich habe ihren Gang gehen lassen, daß er die Hoffnung, er werde die Zustände im Reich bessern, enttäuscht habe. Die Zustände im Reich waren aber nach Meinung Mating-Sammlers so trostlos, daß kein Kaiser sie bessern konnte, und Karl

„war viel zu klug, als daß er seine Kräfte in dem Streben nach Unerreichbarem vergeudet hätte. Was sich tun ließ, das hat er getan“ (S. 3).

Aus der Folgerung des weiteren Vorwurfes der früheren Forschung gegen den Luxemburger: er habe sich zur Erreichung seiner Zwecke unritterlicher, eines Kaisers unwürdiger Mittel bedient, die Schwächen und Leidenschaften seiner Gegner ausgenutzt, um sie dann zu schlagen, leitet der Verfasser die bedeutende staatsmännische Fähigkeit des Kaisers ab, die ihresgleichen suche (vgl. ebenda). Weit habe seine Gelehrsamkeit die aller Fürsten seiner Zeit überragt. Seine Sparsamkeit gewährte ihm bei der Verschwendung anderer Fürsten die Mittel zur Erreichung seiner Zwecke. Er hat das Volk nicht ausgenutzt, sondern für das materielle Wohl seiner Untertanen gesorgt. Seine berechnende Klugheit und Geistesgegenwart, die er in schwierigsten Lagen bewies, sein klarer Blick für Erreichbares, der in wohltuendem Gegensatz zu der romantischen Schwärmerei vieler hochgerühmter Kaiser steht, haben ihm im späteren Mittelalter Erfolge erreichen lassen, wie sie sogar vor dem Interregnum wenigen Kaisern beschert waren. Den Italienern gegenüber hat er es verstanden, die Hoheit des Reiches zur Geltung zu bringen, ohne Gut und Blut der Deutschen zu opfern. „Der Kirche, die ihn zum deutschen König gemacht, hat er weher getan, als irgend ein Kaiser, ohne jemals ernstlich in Konflikt zu geraten“ (S. 4). Er hat sich eine Hausmacht „von europäischer Bedeutung“ geschaffen, ohne „mit kaum nennenswerten Ausnahmen andere Kräfte als die seines Geistes in Bewegung zu setzen“ (ebd.).

Entbehrt diese leidenschaftlich vorgetragene Darstellung Karls mancher überzeugenden Quelle, so ergänzt der 1851 zu Wien geborene Heinrich F r i e d j u n g das Bild des Luxemburgers durch kritischere Stellungnahme. Licht und Schatten werden gleichmäßig verteilt. Der Verfasser versucht eine sachliche illusionslose Charakteristik des Herrschers zu vermitteln. Von großen Reiz ist die Voranstellung der Untersuchung des Anteiles Karls am geistigen Leben seiner Zeit, wodurch uns ganz neue Lichtblicke in die Persönlichkeit Karls eröffnet werden.

Der Kaisername blieb unter Karl nur ein glänzender Titel. Nur notdürftig schaffte er in Deutschland Ordnung, sein ganzes Streben galt Böhmen. Die Regierung Karls bedeutet einen letzten Höhepunkt der versinkenden alten Zeit; so ist der immer regsame Herrscher nicht unempfänglich für das Herannahen einer neuen Epoche (58). Die Schäden der Kirchenverfassung sind ihm bekannt und er gewährt den Vorläufern von Huß, Konrad von Waldhausen und dem schwärmerischen Milies von Kremsier, Schutz und

Duldung. Seine gesetzgeberische Tätigkeit wird gerühmt, wenn sie auch nicht als reformierend bezeichnet werden kann. Wohin man blickt, gewahrt man „einen nimmermüden Geist", der Verständnis für das verschiedenartigste zeigt und mit weitem Blick alles zur Förderung seines Königreiches verwendet. Karl ist kein Genie, das neue Bahnen einschlägt und anweist, sondern nur „fleißiges Talent". Durch „Arbeit" hat er sich auf die Höhe seiner Zeit geschwungen; durch Fleiß versucht er zu ersetzen, was ihm die Natur versagte. Keiner Zeitbewegung stand er feindselig gegenüber, jede hat er zu würdigen und für sich auszunützen gewußt. Dies belehrt zugleich — wie auch andre Taten —, daß er an den geistigen Bewegungen seiner Zeit nur mit dem Kopfe, „nicht mit dem Herzen" teilnahm. Der berechnende Verstand überwog bei ihm durchaus. Seine nüchterne Auffassung des Lebens, tritt mit dem Mangel an Begeisterung stark hervor. Keine einzige glänzende Eigenschaft, die die Mitwelt geblendet und die Nachwelt günstiger über ihn gestimmt hätte. Jedes Mittel, mochte es noch so kleinlich und unedel sein, war ihm recht, wenn es ihm nur zum Ziele verhalf. „Ein Regent von solcher Überlegung und Hinterhaltigkeit war seinen Zeitgenossen ein ganz fremdartiges Wesen" (S. 80). Schon aus dieser Feststellung Friedjungs ist die Bedeutung Karls für die Wissenschaft gesichert.

Doch hören wir weiter: Indem Karl sein ganzes Vorgehen nur durch seinen Vorteil bestimmen ließ, beraubte er sich für die Zukunft der „öffentlichen Meinung" (S. 82). Unbeabsichtigt spricht hier Friedjung aus, was ganz im Sinne unsrer Darlegungen liegt: Karl ist ein bedeutender Herrscher. Da er aber nicht durch große Heldentaten glänzte, sondern, seinen Zeitgenossen weit voraus, mit kluger berechnender Politik stets nur auf seinen Vorteil bedacht war, ist die, ganz auf äußeren Glanz eingestellte öffentliche Meinung über den Herrscher eine ungünstige. Nicht Sachlichkeit und Gerechtigkeit hat bisher über Karl geurteilt, sondern zeitlich befangene subjektive ‚öffentliche Meinung'. So darf es nicht verwundern zu erfahren, daß Karl das Volk der deutschen Krone „entfremdete" (S. 192). Die Schaffung der Goldnen Bulle betrachtet Friedjung lediglich als einen „Vertrag mit den Kurfürsten"; die Rechte des deutschen Kaisers wurden zwischen den Fürsten und dem böhmischen König „geteilt". Gleichwohl war das Zeitalter Karls eine „Periode der Sammlung und des Studiums" (S. 144). Niemals hat den klugen Monarchen schwärmerische Ergriffenheit aus der Bahn kühler Erwägung gerissen (S. 286).

Beachtliche sachliche Forschungen liefert K. Palm mit einem Beitrag, der die Politik des Kaisers gegen die Baiern zum Vor-

wurfe hat (59). Nicht durch kriegerische Ereignisse ist diese bestimmt, sondern durch weitblickende, durchdachte Politik. Unerhört ist Karls „diplomatische Perfidie, welche trotz aller Verträge immer noch Mittel findet, um den Gegner um das Verheißene zu kürzen" (S. 191). Die Erben Ludwigs d. B. haben geringe politische Einsicht gezeigt. Wenige Jahre nach dem Tode des Vaters (1349) haben sie die Teilung ihrer Länder vorgenommen, dem mehrfach betätigten Willen des verstorbenen Kaisers zuwider. Durch die Heirat Annas, der Tochter Rudolfs von der Pfalz, zersprengte Karl die Einheit der Wittelsbacher, zeigte er sich als Meister in der Politik. Unter Benützung der listigsten, ja betrügerischsten Mittel, aber auch mit bewundernswürdigem Fernblick habe er Ludwig von Brandenburg die Mark (vgl. S. 193—202) entrissen und es verstanden, die Kurstimme an den ihm verpflichteten Ruprecht zu übertragen. Die Freundschaft mit dem Pfalzgrafen wurde für Karl eine wertvolle Stütze, die Kluft zwischen den bairisch-pfälzischen Vettern für immer befestigt — zum Vorteil des schlauen Kaisers.

Den zweiten Römerzug Karl behandelt gründlich die von Lindner angeregte hallische Dissertation von Isolin Matthes (Halle 1880). Nie hat der, immer nur auf das Naheliegende und Praktische eingestellte Kaiser daran gedacht in Italien solchen Kaiserglanz und Kaisermacht zu erwerben wie seine Vorgänger. Er begnügte sich damit, daß ihm Italien huldigte und daß die Städte und Communen vor allem den jährlichen Zins pünktlich an die kaiserliche Kasse zahlten. Dafür gewährte er den italienischen Communen Freiheit und Selbständigkeit. Trotz dieser Erfolge, mit denen der Kaiser nach Darlegung der neuen Wissenschaft sich begnügte, glaubte Matthes, daß der eigentliche Zweck des Zuges verfehlt war. Der Kaiser habe nicht vermocht, Italien von den Söldnerbanden zu befreien, die Macht des Visconti Bernabos zu brechen oder zu schwächen, die Sicherheit des zurückgekehrten Papstes zu behaupten. Matthes wagt hier nicht, bedingt durch zeitliche Voreingenommenheit, die Folgerung zu ziehen, die spätere Forschung nachholte: der Kaiser trug sich gar nicht mit der Absicht, Italien oder dem Papsttum zu helfen. Absichtlich überläßt er Italien seinem Schicksal, die streitenden Kräfte sollen sich möglichst die Wage halten, dadurch kann der Kaiser immer über ihnen stehen. Bestenfalls wollte der berechnende Kaiser durch die Überführung des Papsttums von Avignon nach Rom den Einfluß der französischen Politik brechen. —

Das gleiche Thema hat sich auch Georg Warnecke in seiner Jenaer Dissertation (Altona 1881) zum Vorwurf genommen. Besser wie sein Vorgänger schlußfolgert der Verfasser einleitend die Ergebnisse des ersten Romzuges. Leider wird diese logische Festigkeit in dem Urteil über die 2. Romfahrt zum Nachteile Karls verwischt. Leise spricht die zeitliche Bedingtheit in der Auffassung mit. Mit geringen Opfern hat der Kaiser auf seinem ersten Römerzug 1354/55 die Oberhoheit des deutschen Kaisertums in den italienischen Reichsgebieten wieder hergestellt, Karl hat seine Bestrebungen klar auf das Erreichbare, Nüchterne beschränkt. Moralische Demütigungen gegenüber Papst und Italienern hat er mit vollem Bewußtsein und kühler Berechnung seines Vorteiles auf sich genommen. Jede tiefere Einmischung in die Wirren der Halbinsel meidet er als seinen Herrschaftszwecken gefährlich. Die feindselige Haltung der Visconti und die Möglichkeit, den Papst zur Rückkehr nach Rom bewegen zu können, um ihm dem verderblichen Einfluß Frankreichs zu entziehen, veranlaßten seinen 2. Romzug. Eine tiefere politische Einwirkung dieses Zuges wird Karl abgesprochen. Die Romfahrt nahm einen ‚nüchternen Ausgang'. Der Kaiser hat nichts geändert: die Stellung der Visconti zur Kurie war dieselbe geblieben. Von der Vernichtung der Soldbanden keine Spur. Der Papst kehrte wieder nach Avignon zurück.

Überwiegend von realen Gesichtspunkten geht Karl Wilhelm Nitzsch in seiner Betrachtung über Karl aus (60). Ist auch die zeitliche Befangenheit noch nicht ganz abgestreift, so erfreut Nitzsch doch durch die sachliche Darlegung. Karl war keine ritterliche abenteuernde Natur wie sein Vater, König Johann von Böhmen. Im bewußten Gegensatz zu diesem gab er sich mit großem Fleiß den administrativen Aufgaben der böhmischen Länder hin, wobei er beachtliche Erfolge erzielte. Die hierbei eingeschlagene Taktik ist überall dieselbe: Einschränkung der Macht des Adels, Entwicklung der finanziellen Hilfsquellen seiner Länder, Zentralisation der königlichen Verwaltung. Für Böhmen hat er das höchste geleistet. Für die deutsche Verfassung aber hat er „eigentlich doch erfolglos gearbeitet" (S. 273). Immer mittelloser und zugleich immer abhängiger wird das Kaisertum vom Papsttum. „Ohne Böhmen hätte sich Karl kaum in Reich auf die Dauer behaupten können. Ohne höhere sittliche Verantwortung nützte er seine Stellung als Reichsoberhaupt aus" (S. 274). Wie er es immer verstand seinen Vorteil zu wahren, geht aus dem Verhalten den Städten gegenüber hervor. Rücksichtslos wandte er sich gegen die süddeutschen, geflissentliche Anerkennung zollte er dem norddeutschen Bürgertum, als er es für seine Zwecke brauchte. Seit langer Zeit hatte sich Deutschland

in keiner so energischen Hand befunden. Er hat versucht den alten feudalen Gewalten des Reiches neue Festigkeit zu geben, die republikanische Entwicklung der Reichsstädte hat er verwirrt und gehemmt.

Stetig fortschreitend nähert sich die Geschichtsforschung des 19. Jahrhunderts dem wahren Sachverhalt. Bezeichnend dafür ist das Wagnis Theodor Lindners, der es unternimmt, ein erschöpfendes Gesamtbild Karls und seiner Politik aufzuzeigen (61). Von zeitlicher Befangenheit ist fast nichts zu verspüren. Mit schöpferischer und rethorischer Behendigkeit entwirft Lindner ein Bild von Karl, das für die Geschichtsforschung des 19. Jahrhunderts von allgemeiner Gültigkeit geworden ist. Politische Handlungen, persönliche Verhältnisse, kulturelle Zustände in ihrem gegenseitigen Ineinanderweben werden mit universalhistorischer Erfassungsgabe lebendig vor uns hingestellt. Sachlich und gerecht verteilt ist die Kritik, mit menschlichem Verständnis, das das Einfühlungsvermögen in die historische Vergangenheit in sich birgt, taucht so vor uns ein harmonisches umfassendes Bild Karls IV. und seines Jahrhunderts auf. Leider ist der Leser ganz auf die subjektive Wahrhaftigkeit des Historikers angewiesen, da jeglicher Quellennachweis fehlt. Unschwer läßt sich aber das Vertrauen in die Darstellung finden, wenn man sich gründlich und rückhaltlos in die Materie vertieft. Karls Persönlichkeit strebt nach festen Grundlagen: er ist eine durch und durch realistische Natur, voll juristischer Logik, die nicht an den äußeren Dingen haftet, sondern diese selber angreift. Daher seine Vorliebe für die schriftliche Aufzeichnung. Die Majestas Carolina, die Goldne Bulle, das Gesetz über die kirchliche Freiheit zeugen dafür. Wissenschaftliche Bildung, juristische Kenntnisse kamen ihm dabei wohl zustatten. In der Mark ließ er hochwertvolle Landbücher anfertigen, um Willkür auszuschließen, um die Finanzwirtschaft zu sichern. In Schlesien stellt er auf Grund des Sachsenspiegels ein Landrecht auf. Die kaiserliche Kanzlei nahm unter ihm neue und feste Geschäftsformen an. In steigender Ausdehnung bediente sich die kaiserliche Kanzlei der deutschen Sprache.

Auch in politischer Beziehung war er nicht „Erzstiefvater" des Reiches. Entschieden weist Lindner die Ansicht zurück, Karl habe sich wenig um das Reich gekümmert. Mehr als unter seinen Vorläufern kam durch ihn „die Einheit des Reiches" zum Ausdruck; er hat das kaiserliche Ansehen entschieden gefördert. Die einmal bestehenden Verhältnisse sucht er seiner Oberherrlichkeit einzufügen. Freilich gab es auch unter seiner Regierung arge Störungen, die bittere Klagen hervorriefen. Die Zerrüttung des

Reiches durch die Pest übte ihre schädlichen Wirkungen aus. Mit bedeutendem staatsmännischem Geschick hat er den gordischen Knoten der von den Päpsten geforderten Abhängigkeit der deutschen Krone und die unselige deutsche Uneinigkeit gelöst, und setzte dafür die Goldene Bulle. Eifrig und zielbewußt betrieb er in seinen ersten Jahren die Reichssachen (62). Seine Reichspolitik hatte einen weiten Wurf: in seiner Außenpolitik mit dem Papsttum, mit Frankreich, England, Italien und im Osten war er sehr geschickt, erwarb beträchtliche Gebiete und verstand es immer Gewinn davonzutragen. Die östliche Hauspolitik wurde ihm zur Hauptsache. Viel hat er für Böhmen getan. Die Geburt seines Sohnes Wenzel im Jahre 1361 eröffnete ihm die Aussichten, seinem Thronfolger das Reich zu verschaffen. Mit großer Anstrengung und mit starker „Handsalbe", Bezahlungen und Verheißungen gelang ihm das Meisterstückchen. Die geforderte Bestätigung der Königswahl wurde dem Papsttum mit viel Geschick vorenthalten. Groß und mächtig war seine Hausmacht. „Die Schlußsumme von Karls Regierung ergibt, auch wenn man alle denkbaren Abzüge macht, noch einen Überschuß: Karl IV. hat Deutschland in aufsteigende Bahnen geleitet" (D. G. II, 100). Innenpolitisch hat er es verstanden mit gewohntem Geschick die verschiedenen Verhältnisse und Gegner für sich auszunützen. Sein Vorgehen gegen die bayrischen Wittelsbacher galt bisher stets als ein schändliches Gewebe von List, Betrug und Gewalt. Lindner weist nach, daß bei ruhiger Betrachtung, Karls Politik gegen die Wittelsbacher „keine grundsätzlich feindselige" war; „oft genug von ihnen zur Verteidigung gezwungen, benutzte er die sich darbietenden Mittel, die Fehler seiner Gegner, und suchte, wie jeder Staatsmann tut, gelegentlich die Abwehr auch im Angriff" (S. 93). Den Vorwurf, Karl als „schleichenden Bösewicht" darzustellen berichtigt Lindner: Freilich war der Kaiser nicht allein klug, sondern auch schlau und listig bis zur Täuschung; es ist auch zuzugeben, daß er Bestechung übte; seine Zeitgenossen haben schon die Verschlagenheit als Karls stärkste Eigenschaft neben seiner Liebe zum Gelde hervorgehoben. Er errang dadurch große Erfolge, erntete aber wenig warme Teilnahme. Er wurde wohl geschätzt, aber sein argwöhnischer, schwermütig-mystischer Zug war nicht dazu angetan, Karl volkstümlich zu machen.

Auch als Mensch hatte der Kaiser seine guten Seiten. Von Natur aus jähzornig, hat er doch nie darnach gestrebt seine Feinde völlig zu vernichten; im Gegenteil pflegte er diese nach dem Siege mild zu behandeln. Er hatte auch Sinn für Familie, wußte die Menschen zu nehmen und würdigen ohne Rücksicht auf Stellung und Geburt. Sein soziales Gefühl war stark ausgeprägt. Land und Städte erfreuten sich unter ihm besondrer Pflege. Kulturelle und

künstlerische Bestrebungen förderte er aufs eifrigste. „Mehr die verworrenen Verhältnisse als die Person des Kaisers lassen die Zeit seiner Regierung so unerquicklich erscheinen“ (Weltg. III, 393).

Lindners Charakterisierung Karls wurde für die weitere Forschung richtunggebend. Besonders die Einzelforschung widmete sich den von Lindner vorgezeichneten Allgemeinzügen um sie tiefer zu schürfen.

Um die Wende des Jahrhunderts erreichte auch die Einzelforschung über Karl ihre sachlichste Höhe. Losgelöst von jeglicher zeitlichen Strömung entstehen gründliche objektive Arbeiten, die nur der wissenschaftlichen Wahrheit dienen, die Dinge, auf dem bisher Erreichten aufbauend, mit bestem Vermögen so darstellen, „wie es eigentlich gewesen ist“. Der Fortschritt für die Wissenschaft ist unverkennbar. Das Ergebnis ein außerordentlich fruchtbares.

Einen erfreulichen Beitrag liefert Fritz Vigener mit der Untersuchung des Mainzer Bistumsstreit zur Zeit Karls IV. (63). Die Dietrich Schäfer gewidmete Arbeit forscht vor allem den politischen Motiven des Kaisers nach, die er mit seiner Bistumspolitik gegenüber dem Papsttum verfolgt; denn es war von großer Bedeutung für die beiden Gewalten in der Frage der Besetzung der Bistümer den möglichsten Einfluß zu gewinnen; die allgemeinen Beziehungen zwischen König und Papst waren von Personen und Politik bestimmt und abhängig. Der Widerstand kapitularer Selbständigkeit gegen päpstliche Allgewalt konnte die Ansprüche des Kaisers in der tatsächlichen Besetzung der Bistümer erschweren. Wurde er auch oft durch die eigene Zwiespältigkeit der Domherren in der Verfolgung seiner Wünsche begünstigt, so war doch immer noch aussichtsvoller für den Kaiser mit der Kurie Hand in Hand zu gehen. In der Tat hat es kein zweiter Herrscher des Spätmittelalters so verstanden „aus solchem Zusammenwirken in gleichem Maße für seine Bistumspolitik Gewinn zu schlagen“ wie Karl IV. (S. 2). Und was für ein geschickter Staatsmann Karl war, das beweist am deutlichsten, wie er in seiner Bistumspolitik wußte, sein Recht nach Kräften zu nutzen. Hatte er auch bei der Annahme der Krone dem Papste Clemens VI. versprechen müssen, „den vom Papste Providierten zum Besitz ihrer Kirche zu verhelfen“ (ebenda), so hat er es auch vermocht diesem Gelöbnis „einen ganz anderen Sinn“ zu verleihen, indem er geschickt darauf hinzielte. „Männern seiner Wahl“ die päpstliche Provision zu erwirken. In der Geschicklichkeit, womit er die päpstliche Provision seinen Wünschen gefügig machte, „feiert seine diplomatische Kunst glänzende

Triumphe". Allerdings hatte Karl nicht immer Erfolg: die Kurie hat oft ihr Versprechen nicht eingehalten, der Kaiser konnte mit den durch den Namen des Papstes gedeckten Ansprüchen oftmals nicht durchdringen. Handelte es sich hierbei um Bistümer, deren Stimme im deutschen Staatsleben nicht von Gewicht waren, so stand es natürlich anders dort, wo die Bistumspolitik mit den Zielen der Reichspolitik aufs engste zusammenhing. Von dem Augenblick an, wo der Kaiser den Gedanken an die Wahl Wenzels nährte, mußte ihm auch daran liegen, das erste Kurfürstentum des Reiches in seine Hände zu bekommen. Seine Reichspolitik ist denn auch durch die Bistumspolitik erkennbar beeinflußt. Auf die böhmische und sächsische Kurstimme konnte der Luxemburger bereits rechnen. Wenn nun noch neben der brandenburgischen die mainzer dazu gewonnen war, lag dem Knaben Wenzel der Weg zur Krone offen (Vgl. S. 13). In der Tat hatte Karls Bistumspolitik die deutschen Kapitel längst daran gewöhnt „hinter der Tiara und über ihr die Kaiserkrone zu sehen" (S. 17). Schwer ist es nun die Triebfedern der kaiserlichen Politik in der Erwerbung des Mainzer Stuhles aufzudecken. Über dem Loben der Diplomatie des Kaisers gegenüber der Kurie — wobei die kaiserliche Haltung ohne Zweifel viel von ihrem Glanze verloren — hat man die tätige Begünstigung durch die Kurfürsten vergessen (Vgl. S. 96). Die Überlieferung für diesen Punkt ist lückenhaft, aber nicht ganz ohne Belege (Vgl. S. 97/98). Unter der Beziehung zur Königswahl steht so die Politik, die der Kaiser im Erzstift Mainz verfolgt. Karl setzt die Providierung seines Kandidaten, des Wettiners Ludwig durch, er sichert ihm die Anerkennung der Kurfürsten und die Stelle des ersten Königswählers. Kann er auch Ludwig die Herrschaft nicht sichern, so versteht er es doch, mit großem Geschick seine Gegner, vor allem den mächtigen Adolf von Nassau, in Schranken zu halten. Hiermit war aber auch der Erfolg Karls auf der Höhe. Denn mit dem andern notwendigen Ziel, Wenzel im ersten Kurfürstentum des Reiches einen treu ergebenen Mann zu sichern, hat die listige zögernde Politik Karls gegenüber dem geschmeidigen und entschlossenen Nassauer versagt. Die Machtstellung Ludwigs zu festigen hat der Kaiser zu spät — erst in den letzten Monaten seines Lebens — klar erkannt und begonnen energischer durchzuführen. Vigener äußert sogar das Bedenken (Vgl. S. 153). Karl habe den Wettinger nicht für zuverlässig genug gehalten, die volle Abhängigkeit des Kurfürstentums von der Krone angezweifelt. Deshalb sein zögerndes Verhalten in der Durchführung dieses Zieles. Außerdem machte dem Kaiser die Haltung des Trierers und Kölners Sorge. Darum seine Waffenscheu gegenüber dem Nassauer, der aus dem Kampfe um Mainz schließlich siegreich

hervorging. „Dieser Sieg bedeutete das Scheitern des letzten Versuches der mittelalterlichen Königsmacht, in die Gemeinschaft der rheinischen Kurfürsten einen Mann ihrer Wahl zu drängen: er bedeutete zugleich eine fühlbare Niederlage des deutschen Königtums überhaupt" (S. 153).

Eine übersichtliche Zusammenstellung über die Erwerbungen des Kaisers, zugleich ein Beitrag zur politischen Geographie des Römischen Reiches im 14. Jahrhundert, liefert Siegfried Grotefend (64). Die Arbeit, von Theodor Lindner angeregt, gefällt durch die gründliche sachliche Darstellung.

Um ein Übergewicht zu haben und von den übrigen Reichsfürsten unabhängig zu sein, hat sich der Kaiser eine möglichst große Hausmacht verschafft (Vgl. S.125). Ein System lag hierbei seinen Erwerbungen zugrunde. „Wie eine Spinne zog er seine Netze über Süd- und Ost- und Mitteldeutschland" (S. 124). Die Gewinnung nachbarlicher Landschaften lag ihm am Herzen. Ausgangspunkt ist Böhmen. Daß er es von vornherein auf ein bestimmtes Gebiet abgesehen hätte, läßt sich nicht nachweisen (?). Begonnen hat er mit der Vergrößerung seiner Hausmacht erst dann, als er unbedingt als Reichsherr anerkannt war und bereits annähernde Einigung mit den Wittelsbachern erzielt hatte. Für die den Pfälzern ausgelegten Summen verband er als Entschädigung die in der Oberpfalz liegenden Gebiete mit böhmischem Besitz und schob die böhmische Grenze mit der Zeit bis zur Donau, bis zum Neckar und Main vor. Jeweilig bestehende politische Verhältnisse spielten eine Rolle. So ist zweifellos der brandenburgisch-böhmische Erbvertrag mehr der Initiative der Markgrafen zuzuschreiben. Von der Abschließung des Vertrages an ist die Erwerbungspolitik Karls auf Lausitz und Brandenburg gerichtet. Die reichen Schätze Böhmens und seiner gut verwalteten kaiserlichen Kasse unterstützten ihn hierbei tatkräftig. Nach der Krönung Wenzels schob er diesen als Mittelsperson in seinen Erwerbungen vor. —

Sachlichkeit spricht auch aus dem Urteil des Leipziger Kirchenhistorikers Albert Hauck in seiner Kirchengeschichte Deutschlands (Bd. 5/1. 1. u. 2. Doppelaufl. Lpz 1911). Karl gehört nicht zu den „glücklichen Fürsten", denen die Bewunderung und die Begeisterung ihrer Zeit von selbst zugefallen wäre. „Man mag es als Kleinigkeit betrachten, daß ihm die königliche Haltung mangelte" (S. 688). Die Vorstellung Ehre habe ihm nichts oder nur wenig gegolten, hingegen lag ihm mehr daran, etwas für sich zu erreichen. Stets hat er mit den Verhältnissen gerechnet. Hauck nennt ihn deshalb den „kühlen Rechner". Weist auch seine Per-

sönlichkeit wenig „sympathische Züge" auf: „er war doch kein unbedeutender Herrscher" (S. 689). Unermündlich war er tätig, was er tat, „war stets zweckmäßig. Alles was er unternahm, war bedacht, überlegt — ausgereift" (ebenda). Seine Politik als Ganzes betrachtet, war „durchaus klar und folgerichtig". Niemals war er der Diener einer fremden Macht gewesen, auch nicht der päpstlichen. „Der Spott der päpstlichen Höflinge, die ihn als ‚Botenläufer' verlachten, war bare Torheit" (S. 690). In Karl „wurde die Idee des Staates wieder lebendig".

III. TEIL.

Ergebnis.

Es ist versucht worden die Wandlung des historischen Werturteils der Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts unter dem Einfluß des „Zeitgeistes“ bezüglich des späteren Mittelalters aufzudecken. Das Endergebnis ist ein sehr fruchtbares: es ist nicht nur der geschichtliche Stoff nach Inhalt und Umfang so vielseitig und gründlich durchforscht und kritisch verarbeitet, daß die Materie in reicher Fülle vorhanden ist, sondern es ist eindeutig anerkannt, daß der Geschichtschreiber seiner Aufgabe nur in dem Grade entsprechen kann, in welchem er frei von aller Einseitigkeit subjektiver Ansichten und Interessen, frei von dem Einfluß der Zeitströmungen sich mit Strenge in die Objektivität der Sache selbst versetzt. Von dem rastlosen Streben der Geschichtswissenschaft, die großen Dinge in ihrem inneren Wesen zu begreifen, zeugt die dargelegte Folge des Wechsels der Auffassungen: zu verschiedenen Zeiten ist von verschiedenen weltanschaulichen Voraussetzungen aus über das spätere Mittelalter verschieden geurteilt worden. Die Relativität der jeweiligen Geschichtsauffassung und geschichtlichen Wertung ist hierbei nicht von der Hand zu weisen. Aber indem durch die gegenseitige Wechselwirkung ihr Ausgleich versucht wird, indem die Geschichte als einmaliger einzigartiger Vorgang immer wieder „umgeschrieben“ werden muß, empfangen die mit ihr verbundenen Wertungen ihre Rechtfertigung. Nur durch die Vielfältigkeit der Urteile konnte die Synthese, die goldne Formel der vielleicht einen Wahrheit gefunden werden, konnte das menschlich letzte, das menschlich vollkommene Urteil über geschichtlichen Sinn und Inhalt des Spätmittelalters gebildet werden. Der Entwicklungsgang des Problems ist bei aller Mannigfaltigkeit und Schwierigkeit eindeutig; zugunsten möglichster Objektivität werden im Laufe der Jahrzehnte die Elemente der „Voreingenommenheit“, des „Zeitgeistes“ zurückgedrängt. Wie groß ist der Abstand des Urteils über das Spätmittelalter, respektive über das 14. Jahrhundert, das die Epochen Ludwigs d. B. und Karls IV. umfaßt, zur Zeit der Romantiker und Aufklärer und „Politischen“ gegenüber der spätmittelalterlichen sachlichen Geschichtauffassung zu Ende des Jahrhunderts! Wieviel geringer ist der Abstand der katholischen Historiker von den gleichfalls modificierten Ergebnissen protestantischer

Geschichtsforschung! Verhältnismäßig rasch hat sich die Einzelforschung zurecht gefunden. Indem man sich immer mehr auf die Quellen beschränkte, wurden die großen Fehler, Verfälschungen und Nachteile, die durch vorbehaltlose Übernahme des „Zeitgeistes“ entstanden, überwunden. Mit Genugtuung verzeichnen wir gegen Ende des Jahrhunderts die erfreuliche Feststellung, daß sich die Geschichtswissenschaft trotz gewaltiger Hindernisse, die sich ihr immer wieder in den Weg stellten, ihrer Verantwortung voll bewußt geworden ist, indem sie sich frei machte von subjektiven Einflüssen und zeitlichen Elementen. Dieser mühsamen Entwicklung, die stufenweise vor sich ging, verdanken wir die neue Erkenntnis über das deutsche Spätmittelalter.

Freilich ist damit noch nicht das letzte Ziel erreicht; zukünftiger Forschung bleiben diesbezüglich noch große Aufgaben übrig zu lösen, denn geistesgeschichtlich und wissenschaftsgeschichtlich betrachtet scheint auch die Geschichtschreibung des 20. Jahrhunderts bezüglich des deutschen Spätmittelalters und allgemein betrachtet, ihren inneren Zusammenhang mit zurückliegenden und gegenwärtigen Zeitströmungen nicht aufgegeben zu haben. So wird die Geschichtsauffassung über das spätere Mittelalter wie überhaupt Geschichte im allgemeinen, mit jeder neuen Gegenwart immer wieder „umgeschrieben“ werden müssen, da es keine absolute geschichtliche Objektivität gibt.

ANMERKUNGEN.

I. TEIL.

(1) Vgl. E. Keyser: Die Geschichtswissensch., Aufbau und Aufgaben, Mchn.-Bln. 1931, 24.
(2) Vgl. Fr. Meinecke: Kausalitäten und Werte in der Geschichte: Hist. Z. 137 (1928), 12: „Keine Kausalitäten ohne Werte, keine Werte ohne Kausalitäten".
(3) Vgl. G. von Below: Über historische Periodisierungen, Bln. 1925. S. 30.
(4) Vgl. Ed. Spranger: Der Sinn der Voraussetzungslosigkeiten in den Geisteswissenschaften, Bln. 1929, 15: „Geschichte kann immer nur aus der Zeitperspektive der Gegenwart herausgeschrieben werden".
(5) Vgl. J. Hashagen: Entwicklungsstufen d. neuen Geschichtschreibg., Arch. F. Kulturgesch. XXI. Bd. 3. H. 1931, 290—295.
(6) G. v. Below: Die deutsche Geschichtschreibg. v. d. Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen, Leipzig 1916.
(7) M. Ritter: Die Entwicklung d. Geschichtswissensch. an den führenden Werken betrachtet. Mchn. Bln. 1919.
(8) E. Troeltsch: Historismus und seine Probleme. Ges. Schr. 3, 1922.
(9) Vgl. R. Stadelmann: Grundformen der mittelalterlichen Auffassung von Herder bis Ranke, DVS. 1931 9. J. Heft 1, 45.
(10) H. Bechtel: Wirtschaftsstil des deutschen Spätmittelalters, der Ausdruck der Lebensform in Wirtschaft, Gesellschaftsaufbau und Kunst von 1350—1500, Mchn. Lpz. 1930, Einl. S. 1. — derselbe: Kunstgeschichte als Erkenntnisquelle für den Wirtschaftsgeist des Spätmittelalters in Schm. Jahrb. 1927, Jahrg. 51. H. 2, 45—68.
(11) Vgl. J. Hashagen: ebenda S. 290 ff. — Vgl. ferner: C. H. Becker: Der Wandel im Geschichtsbewußtsein, die neue Rundschau 38. J. 1927, 113 ff. — E. Keyser: ebenda S. 1—15. — Barge: Entwicklung der geschichtswissenschaftlichen Anschauungen in Deutschland, Lpz. 1898, 14. — O. Lorenz: Die Geschichtswissenschaft, ihre Hauptrichtungen und Aufgaben Bln. 1886, 78/81/82. — G. v. Below: Die neue historische Methode, Hist. Z. 81, 1898, 234.
(12) Hans Hirsch: Das Mittelalter und wir, in das MA in Einzeldarstellg., Wien 1930, S. 3 f.
(13) J. Hashagen: Entwicklungsstufen der neueren Geschichtschreibung. A. f. K. XXI. 3. Heft 292 ff.
(14) Vgl. Bertha Möller: Die Wiederentdeckung des MA, ein Beitrag zur Geschichte der Vorromantik, Köln, Dissertation (Maschinenschrift) 1922, S. 36 ff. — Leopold Ranke: Weltgeschichte 8. Band Lpz. 1887, 1.—3. Aufl. Einleitung.
(15) Vgl. Bernhard Schmeidler: Königtum und Fürstentum in Deutschland i. d. mal. Kaiserzeit, Preuß. Jahrb. Bd. 208, H. 3, 1927 (Sonderabdruck) S. 3 ff. Neuauflage: Franken u. das Deutsche Reich, Erlg. 1930, 2.
(16) Über Herder vgl. R. Stadelmann: Der histor. Sinn. b. Herder, Halle 1928, 24. — ferner: Gerhard Masur: Rankes Begriff der Weltgesch. Beiheft 6 d. H. Z. 1926 S. 29 ff.
(17) Vgl. über M. die Monographie von Paul Requardt: J. v. M. der Frühhistorismus, Mchn. 1929.

(18) H. Z. d. Görres Gesellsch. XXIV. 1903. H. Günter: Das MA in der späteren Geschichtsbetrachtung S. 1. 14.
(19) Vgl.: K. Heussi; Altertum, MA u. NZ. in der Kirchengesch. ein Beitrag zum Problem der histor. Periodisierung, Tübingen 1921, ferner: F. Chr. Bauer: Die Epochen der kirchl. Geschichtschreibung (1852) S. 234.
(20) Vgl. A. Dove, Ausgewählte Aufs. hersg. v. F. Meinecke, Mchn. 1925: Der Streit um das MA. S. 21—41. — Karl Borinski: Die Weltwiedergeburtsidee i. d. neueren Zeiten, I. Der Streit um die Renaissance und die Entstehungsgeschichte der histor. Beziehungsbegriffe Renaissance und MA. Vortrag, Mchn. 1919, Sitzungsberichte d. Bayr. Ak. d. W. Philosophisch-philol.-hist. Klasse 1919, 1. Abh. S. 20, 34, 35 ff. — G. v. Below: Über historische Periodisierungen mit bes. Blick auf die Grenze zwischen MA. u. NZ. Einzelschrift z. Pol. u. Gesch. Heft 11, Bln. 1925. — derselbe: die Ursachen der Reformation, Hist. Bibl. Bd. 38, Mchn.-Bln. 1917, 113/114. — Schmeidler: Über die Grenze von MA. u. NZ. Erlangen 1925, Festgabe d. phil. Fakult. S. 59—65.
(21) Vgl. E. Keyser: das Wesen des späten MA, DVS. f. Lit.- u. Geistesgesch. Halle 1931, 9. J. 2. H. S. 365. — ferner: Heinr. v. Srbik: MA u. NZ in Einzeldarstell. d. MA, Wien 1930, S. 250.
(22) E. Keyser: die Geschichtswissenschaft, 76—80.
(23) E. Keyser: das Wesen des SpätMA, 365.
(24) Hegels Vorlesungen über die Philosophie der Gesch. herausg. v. Gans, Werke 9. S. 415.
(25) Schmeidler: Handbuch f. d. Geschichtslehrer, herausg. v. Oskar Kende, Wien-Lpz. 1933, S. 3.
(26) Vgl. A. Dopsch: der deutsche Staat d. MA. Wien 1930, 230.
(27) Es ist vor allem das Verdienst Georg v. Belows und seiner Schule mit umfassender Verwertung der neueren Spezialarbeiten verfassungs- und wirtschaftsgeschichtlicher Art den Nachweis des staatlichen Charakters der deutschen Verfassung des MA erbracht zu haben. Was Below in einem unvollendeten Werk von 1914 („der deutsche Staat des MA“, ein Grundriß der deutschen Verfassungsgeschichte, Lpz.) über den deutschen Staat des MA ausgeführt hat, wurde dann 1918 durch F. Keutgen in einem gleichbetitelten Buch noch ergänzt und auch für die spätere Zeit des MA nachgewiesen. Vgl. hierzu: A. Dopsch, Bemerkungen in d. Mitt. d. Österr. Inst. f. G.-Forschung, 36. S. 1 ff. Bei Below s. bes. Vorwort S. VI u. I. Teil S. 6 f.
(28) Vgl. Dietrich Schäfer: MA, ein geschichtlicher Überblick, Mchn. 1923 S. 106 f. — Hans Hirsch äußert sich darüber in seinem Aufsatz „das MA. und wir“ S. 7.
(29) Für dieses Kapitel stand mir vor der Drucklegung das Manuskript des Handbuches v. B. Schmeidler (s. o.) zur Durchsicht zur Verfügung, an dessen Anlehnung einzelne Stellen daraus wörtlich hier zitiert wurden. Vergl. Schmeidler, Handbuch S. 9, 33. Instruktive Fülle bietet auch der Aufsatz v. E. Keyser: ‚Das Wesen des Späten MA‘, DVS. 1931, 9. J. Heft S. 363—388.
(30) Vgl. Otto Brunner: Bürgertum und Städtewesen im MA. Wien 1930 S. 157.
(31) Vgl. Phil. Funk: Von der Aufklärung zur Romantik, Mchn. 1925 S. 193.
(32) Vgl. G. v. Below: Wesen und Ausbreitung der Romantik, Einzelschr. z. Pol. u. Gesch., herausg. v. H. Roeseler H. 11 (1928) bes. S. 102 ff.
(33) G. v. Below weist ebenda die Berechtigung der Bezeichnung f. d. Romantik nach. S. 100 ff.
(34) Neugedruckt in: Josef Görres ges. Schriften, Bd. 3: Geistesgesch. u. literar. Schriften I (1803—08) ed. v. Günther Müller, 1926 S. 367—440.
(35) Friedrich Schlegels sämtl. Werke, Wien 1811.

(36) Sämtl. Werke I. Bd. Wien 1822, 7. Vorlesung S. 260—61.
(37) S. W. II. Bd. 1822 Wien, Gesch. d. alten u. neueren Literatur, Vorlesungen aus dem J. 1812 S. 34.
(38) Vorlesungen über neuere Geschichte, Wien 1811 S. 219—220.
(39) Vgl. Hans Günther: das MA. in der spät. Geschichtsbetrachtung, S. 13.
(40) G. Wolf: Einführung i. d. Studium d. neueren Gesch. Bln. 1910 S. 233.
(41) 1826 verfaßte Schlosser eine Selbstbiographie. Sie schildert die harte Jugendentwicklung. Georg Weber druckte dieselbe wieder ab (Friedrich Chr. Schlosser, der Historiker, Erinnerungsblätter aus seinem Leben und Wirken, eine Festschrift zu seiner hundertjährigen Geburtstagsfeier, Leipzig 1876), worin er besonders mit dem Vergleiche Ranke-Schlosser spielt.
Schon zu seinen Lebzeiten entbrannte ein heftiger Streit um ihn und seine Geschichtschreibung. Gervinus leitete diesen in seinen Grundzügen der Historik 1837 ein. Schlosser schwebt ihm als das Vorbild des Geschichtschreibers vor. Nach dem Tode Schlossers veröffentlichte Gervinus seinen Nekrolog Friedr. Chr. Schlosser. Ihm antwortete anonym Löbell (Briefe über den Nekrolog Friedrich Chr. Schlossers v. Gervinus, ein Beitrag zur Charakteristik Schlossers vom literarischen Standpunkt, Chemnitz 1862), wodurch die Gehässigkeit des Streites vom Zaun gebrochen ward. Einen ruhigeren Artikel lieferte dagegen Haym (im preuß. Jahrbuch v. 4. April 1862 Jahrb. 9). In der gleichen Richtung liegt der Beitrag Nordens (zur Beurteilung Schlossers, Hist. Z. VIII S. 117 ff.). Auch Dilthey äußerte sich hierzu (Friedr. Chr. Schlosser, preuß. Jahrb. 9 1862, S. 373 ff.). Anläßlich des hundertsten Geburtstages des Meisters hielt Erdmannsdörffer eine Gedächtnisrede. Die zu Heidelberg 1876 erschienene Schrift orientiert über die entscheidendsten Lebensschicksale Schlossers und ist mehr Biographie. 1878 folgte Ottokar Lorenz mit seinem kaum hundert Seiten umfassenden Büchlein: Friedr. Chr. Schlosser und über einige Aufgaben und Prinzipien der Geschichtschreibung, Wien 1886. Heinrich v. Sybel nimmt in dem Streit hie Schlosser hie Ranke für Letzteren Stellung (Über den Stand der neueren deutschen Geschichtschreibung, kleine historische Schriften, Mchn. 1863 S. 352 ff.).
(42) Allgemeine Geschichte vom Anfang der histor. Kenntnis, 9 Bände, 1812—1867, Band 1 S. 1 ff.
(43) Karl Wenzeslaus Rodecker v. Rotteck wurde 1775 zu Freiburg i. Breisgau geboren und starb 1840. 1798 wird er Professor der Geschichte in Freiburg, wo er weniger durch seine positiven Kenntnisse, als durch den „Freimut seiner Gesinnung“ hervorstach. 1812 beginnt er mit der Herausgabe seiner „Allgemeinen Geschichte“. Sie fand ein dankbares, begeistertes Publikum. 1830 begründet er die „Allgemeinen politischen Analen“, ein Organ, in welchem er über alle Angelegenheiten der Welt das Licht der Aufklärung und der liberalen Lebensanschauung gießt und welche er in einer für das große Publikum bestimmten Zeitung „Der Freisinnige“, die er 1832 gemeinschaftlich mit Welcker in Freiburg herausgab, politisch verstärkt zum Ausdruck brachte.
Auf Veranlassung des Bundestages und der „Reaktion“ wurde diese Zeitung verboten, Rotteck seiner Professur enthoben. Diese bitteren Erfahrungen hindern aber den rastlos tätigen Mann nicht im Jahre 1834 abermals in Verbindung mit seinem Amtsgenossen und Mitkämpfer Welcker sein wirksames „Staatslexikon“ herauszugeben. Dann wurde R. in die Landtagskammer gewählt. Mit Leidenschaft trat er dort mit wichtigen Anträgen hervor, wandte sich gegen die Übergriffe der römischen Kurie in das kirchliche Leben und forderte eine selbständige

katholische Nationalkirche. Auf den beiden Landtagen von 1819/20 und 1822/23 setzte er sich für die Aufhebung der Fronden und der aus der Leibeigenschaft herrührenden Abgaben ein, wobei sich der glühende Aufklärer und Liberale entschieden auf den Boden des Naturrechtes stellte.

Biographisches vgl. A. D. B. Bd. 29 S. 385—389 (v. Weech).

Schriften: Allgemeine Geschichte, Freiburg 1812—27, 9 Bände. Neueste (25.) Auflage fortges. v. Steger 1866—67, 11 Bde. Auszug Stuttgart 1831—34, 4 Bde. neueste (8.) Aufl. bis 1870 fortgeführt v. Zimmermann 1866—72, 7 Bde.

„Lehrbuch d. Vernunftsrechts und der Staatswissenschaften" Stuttgart 1829—35.

Sammlung kleiner Schriften, Stuttgart 1829—37, 5 Bde.

Ideen über Landstände, 1819.

Das Leben K. v. R. von seinem Sohn Hermann v. Rotteck, Pforzheim 1843.

Vgl. auch v. Weech: Badische Biographien, Bd. 2 S. 211 ff., ferner: R. Röppel: K. W. v. R., Breslauer Rektoratsrede 1883; Ganter: K. v. R. als Geschichtschreiber, Freiburg 1909, Diss. Die politische Tätigkeit Rottecks kann man an der Hand der bad. Landtagsgesch. von Leonh. Müller, Bln. 1900, verfolgen.

(44) K. v. R.: Allgemeine Gesch. Braunschweig 1854 Bd. 7 S. 1 ff., Bd. 5 S. 2 ff.

(45) Vgl. Ernst Simon: Ranke und Hegel, Beiheft 15 der Hist. Z. 1928 S. 71 ff.

(46) Vgl. Dilthey: Die Jugendgeschichte Hegels, Bln. 1905 S. 63. Vgl. ferner: Kurt Breysig: Vom geschichtl. Werden, Bd. 2, 1925.

(47) Vorlesungen z. Philosophie der Gesch., hersg. v. Georg Lasson, S. 819, 835.

(48) Vgl. vor allem die Ranke-Bibliographie v. H. F. Helmolt, Lpz. 1910. — Den Reigen der neuesten Forschung eröffnet derselbe: Leopold von Rankes Leben und Wirken nach den Quellen dargestellt, Lpz. 1921. Mit einem Anhang von bisher ungedruckten Briefen Rankes. — „Aus Rankes Frühzeit" nennt sich das Büchlein v. Hermann Oncken, Gotha 1922. Dann erscheint Bernhard Schmeidler in den preuß. Jahrbüchern Bd. 202 Heft 2 1925, S. 219—239 u. Heft 3 S. 304—327: „Zur Psychologie des Historikers u. zur Lage der Historie der Gegenwart, mit Beleuchtung der Rankeschen Geschichtschreibung. Bes. S. 304 ff. — Wesentlich ist die Betrachtung Gerhard Masurs: Rankes Begriff der Weltgeschichte, Beiheft 6 der Hist. Z. Mchn., Bln. 1926 S. 1—133. — Neue Gesichtspunkte eröffnet auch die geschichtsphilosophische Darlegung eines Schülers von H. Oncken; Ernst Simon: Ranke und Hegel. Beiheft 15 der Hist. Z. 1928 S. 1—204.

(49) Vgl. O. Lorenz: L. v. R. Bln. 1891 S. 10 ff. Vgl. hierzu für das Folgende auch: Moritz Ritter: Die Entwicklung der Geschichtswissenschaft, 1919, Mchn., Bln. S. 362—421.

(50) Briefe ges. i. d. Bde.: Zur eigenen Lebensgeschichte, S. W. Bd. 53, 54, hersg. v. A. Dove, Lpz. 1890 S. 138 ff.

(51) Vgl. Gerhard Masur: Rankes Begriff d. Weltgesch. S. 52. — Vgl. H. Helmolt: L. v. R. Leben und Wirken S. 16. — O. Lorenz, L. v. R. Bln. 1891 S. 7—21.

(52) Wahan Nalbandian: L. v. R. Bildungsjahre u. Geschichtsauffassung, Lpz. 1901 S. 103.

(53) Gerhard Masur: ebenda S. 105: „Es ist Ranke stets verborgen geblieben, daß seine Weltgeschichte sich auf andere als geschichtlich zu prüfende und zu demonstrierende Befunde gründet". Vgl. S. 112 ff. u. 130 f.

(54) H. Oncken: Aus Rankes Frühzeit, Gotha 1922 S. 73.

(55) Pertz: Leben des Freiherrn vom Stein V S. 466.

(56) Über die Entstehung der M. G. H. vgl. Pertz: Leben d. Freih. v. Stein, 5. u. 6. Bd. — E. Dümmler: Über die Entstehung der M. G. H. (im neuen Reich Jahrg. 1876 II, S. 201 ff.). — Ranke: S.W. Bd. 51/52 S. 520 ff. — Waitz, Gesch. d. M. G. H. in den Jahrb. f. wissenschaftl. Kritik 1837, S. 609. — Harry Breßlau: Gesch. d. M. G. H., neues Archiv Bd. 42. —

(57) Vgl. Lorenz: Geschichtswissenschaft, Bd. 1 S. 199. Vgl. hierzu: Moritz Ritter: Die Entwicklung d. Geschichtswissenschaft S. 422 ff. Vgl. v. Sybel: Über den Stand d. neueren Geschichtschreibung, kleine histor. Schriften S. 349.

(58) Schmeidler: Zur Psychologie d. Hist. u. zur Lage der Historie i. d. Gegenwart, Bd. 202 Heft 2 1925 S. 230.

(59) K. Lamprecht: Deutsche Gesch. IV, Bln. 1894 S. 133 u. 134.

(60) Giesebrecht: Entwicklung d. deutsch. Geschichtswissensch. Hist. Z. 1859 Bd. 1 S. 13.

(61) Vgl. Fueter: Gesch. d. neueren Historiographie, S. 529 ff.

(62) Robert Davidsohn: Die Vorstellungen v. alten Reich in ihrer Einwirkung auf die neuere Geschichte, Münchner Sitzungsberichte 1917 S. 19.

(63) Vgl. Schmeidler: Königtum u. Fürstentum in Deutschland, S. 3 ff.

(64) Vgl. Hans Schmalenbach: Das MA., sein Begriff und Wesen, Mchn. 1926 S. 56—58.

(65) Die literarischen Widersacher der Päpste z. Zt. Ludwigs d. B., Lpz. 1874.

(66) Gotha 1880 in „Geschichte d. europäischen Staaten“, herausgegeben v. Heeren, Ukert, Giesebrecht, 2. Bd. S. 167, 194. 205, 213.

(67) 1. Bd. 1438—1519, Bln., Stuttgart 1905 Vorrede.

(68) Vgl. Lorenz: Geschichtswissenschaft II S. 7.

(69) Über O. Lorenz vgl. Fueter: Geschichte d. n. H. S. 548, ferner Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog 9. Bd. August Fournier: O. L. S. 242—246.

(70) An den Geschehnissen des Tages nahm Lorenz lebhaften Anteil. Vor allem trat er in staatskirchenrechtlichen und Unterrichtsfragen im Sinne einer fortgeschritteneren Überzeugung hervor. Derlei Arbeiten erschienen in den „drei Büchern Geschichte und Politik“, 1876 und in „Papstwahl und Kaisertum“. In Jena beschäftigte ihn die Geschichte neuester Jahrzehnte. Eine Reihe von Aufsätzen über Staatsmänner und Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts füllt einen stattlichen Band. In den Jahren 1886—91 erschien das bedeutende zweibändige Werk: „Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben“ und die kritische Erörterung über Leopold v. Ranke mit der anschließenden „Generationslehre“, wohl das geistvollste und anregendste Steckenpferd, das Lorenz ritt.

(71) Über N. vgl. K. W. Nitzsch: Die methodischen Grundlagen seiner Geschichtschreibung von dem Lamprechtschüler Herbert Merzdorf, Dissert. Lpz. 1913. Biographischen Aufschluß gibt sie nicht. Darüber orientiert Jastrow in der ADB, Bd. 23, S. 730—742, und Georg von Below im Archiv für Kulturgesch. VIII (1910) S. 305 ff. Vgl. weiter: Fueter: Geschichte der neueren Historiographie, S. 472. — Weitere Literatur über Schriften von Nitzsch siehe in der übersichtlichen Literaturangabe von Merzdorf, S. VI—IX.

(72) Das Ergebnis derselben waren: „Die Gracchen und ihre Vorgänger“, Berlin 1846.

(73) Georg Winter: Die Begründung einer sozial-statischen Methode in der deutschen Geschichtschreibung durch Karl Lamprecht. Z. f. Kulturgesch. Bd. 1 S. 201 ff.

(74) Vgl. hierzu: G. Winter, S. 202 f., ferner: A. D. B. Bd. 23 S. 731 ff.

(75) Rudolf Kötzschke: Karl Lamprecht Nekrolog in den deutschen Geschichts-

blättern, Gotha XVI, 7. Heft 1915, S. 159—186, mit einem Nachwort von Armin Tille, S. 187—193. — Ferner Georg Winter: Die Begründung einer sozialstatistischen Methode in der Geschichtschreibung durch Karl Lamprecht, Z. f. K. 1. Bd. 1894 S. 196—219. — Moritz Ritter: Die Entwicklung der Geschichtswissenschaft, Mchn. 1919 S. 429—461. — Gerhard Seeliger: Karl Lamprecht, in der Hist., Vierteljahresschr. Heft 1, 1919 S. 133—144.

(76) Kaiser Karl IV. und sein Anteil am geistigen Leben seiner Zeit, Wien 1876. — Weitere Werke von Friedjung sind: „Ausgleich mit Ungarn“ 1877, dann das zweibändige Werk: „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland“ 1896. — 1907 folgt: „Der Krimkrieg und die österreich. Politik“. — 1907—1915 das zweibändige Werk Österreich von 1848—60.

(77) Werke von Theodor Lindner sind: Anno der Heilige 1869. — Geschichte des deutschen Reiches unter Wenzel 1875/80 2 Bände. — Kaiser Heinrich IV. 1881. — Deutsche Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern, 2 Bände 1890/93. — Die deutschen Königswahlen und die Entstehung des Kurfürstentums 1893. — Geschichte des deutschen Volkes, 2 Bände 1894. — Die sogenannten Schenkungen Pippins, Karls d. Gr. und Ottos I. an die Päpste, 1896. — Die deutsche Hanse, 1899, 4. Auflage 1911. — Der Hergang bei den deutschen Königswahlen, 1899. — Weltgesch. seit der Völkerwanderung, 8 Bände 1901—1914.

(78) Nach Theo Sommerlad: Theodor Lindner, aus: Mitteldeutsche Lebensbilder, hersg. v. d. Histor. Kommission f. d. Prov. Sachs. und Anhalt. 5. Band, Lebensbilder des 18. u. 19. Jahrhunderts, Magdeburg 1930 S. 503 bis 519. Siehe bes. den biograph. Quellennachweis auf S. 509.

(79) 1. Bd. Das Mittelalter, Jena 1910 S. 436 ff.

(80) Bes. die sittl., religiösen und geistigen Zustände des ausgehenden MA behandelt die Arbeit von Paul Wunderlich: „Die Beurteilung der Vorreformation in der deutschen Geschichtschreibung seit Ranke“. Erlang. 1930, Bd. 5 d. Erl. Abhandl. In manchen Fragen haben sich Berührungspunkte ergeben. Politische Gesichtspunkte streift Wunderlich nicht.

(81) Ludwig von Pastor: Johann Janssen, Freiburg i. Breisgau 1892.

(82) Nach den Mitteilungen von Max Lenz: Kleine hist. Schriften, 2. Bd. Mchn., Bln. 1920 S. 335 f. — Vgl. ferner: A. D. B. Bd. 50 S. 733—41.

(83) Geschichte des deutsch. Volkes seit dem Ausgang des MA. 19.—20. Aufl. bes. d. Ludwig v. Pastor, Freiburg/Breisgau 1913 S. 707 ff.

(84) Kleine hist. Schriften 1. Bd. 1910 S. 22—74. — Kleine hist. Schriften 2. Bd. Mchn., Bln. 1920 S. 334—40.

(85) Zeitschrift f. kirchl. Wissenschaft u. kirchl. Leben, hersg. v. Chr. E. Luthardt. III. Bd. Lpz. 1882. Derselbe: Glossen zu Janssens Geschichte d. deutsch. Volkes, S. 142—157, 263—280, 313—324.

(86) Vgl. hierzu den Aufsatz von Karl Lamprecht: Deutsches Geistesleben im späteren MA. in der Zeitschr. d. Kulturgesch. 1. Bd. Bln. 1894 S. 5—49.

(87) Die kirchenpolitischen und kirchlichen Verhältnisse zu Ende des MA. nach der Darstellung Karl Lamprechts. Eine Kritik seiner deutschen Geschichte von H. Finke, römische Quartalsschrift, 4. Supplementsheft, Rom 1896 S. 3.

(88) Das Wesen des Christentums, Lpz. 1900.

(89) Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts, 1.—3. Aufl. Mchn. 1899—1901.

(90) Das ausgehende MA. und sein Verhältnis zur Reformation, Lpz. 1903.

(91) G. v. Below: Die deutsche Geschichtschreibung, Lpz. 1916 S. 113 2. Aufl. im Handb. Below-Meinecke.

II. TEIL.

(1) Ludwig d. B. und die Kurie im Kampf um das Reich, Hist. Stud. Heft 116, Bln. 1914.
(2) Die Schlacht bei Mühldorf 28. Sept. 1322, Graz, Wien, Lpz. 1923.
(3) Edmund E. Stengel, Avignon und Rhens? Forschungen zur Geschichte um das Recht am Reich in der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts. In Quellen und Studien zur Verfassungsgeschichte des deutschen Reiches in MA und NZ, begründet von K. Zeumer, 6. Bd. H. 1 Weimar 1930.
(4) Handbuch für den Geschichtslehrer, hersg. v. Oskar Kende, Bd. 4 Teil 1. Von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis zur Reformation, Wien, Lpz. 1933 S. 68—75.
(5) Vgl. hierzu: K. Zeumer: Zur Kritik der Appellationen Ludwigs d. B., neues Archiv Bd. 37 (1912) S. 220—270.
(6) Vogt: Die Reichspolitik des Erzb. Balduin von Trier, Gotha 1901 S. 112.
(7) Hist. Abhandlungen d. königl. bayr. Akademie d. Wissenschaften, 3. Bd. Mchn. 1814.
(8) Regesten über Kaiser Ludwig d. B., Frankfurt a. M. 1839, Einleitung S. XII.
(9) Geschichte d. europ. Staaten, hersg. v. A. H. L. Heeren und F. A. Ukert, Hamburg 1831, III. S. 211.
(10) Weltgeschichte f. d. deutsche Volk, unter Mitwirkung d. Verfassers bearbeitet von Dr. G. L. Kriegk, 8. Bd. Frankfurt 1847.
(11) Geschichte d. deutschen Monarchie von ihrer Erhebung bis zu ihrem Verfall, 3 Bände, Frankfurt a. M. 1861.
(12) Die deutsche Nation u. d. Kaiserreich, Düsseldorf 1862.
(13) Zitiert aus: Kaiser Ludwig d. B. u. Papst Clemens VI. Hist. Z. XII, 1864 S. 316 u. 345.
(14) Kaiser Ludwig d. B. u. König Johann v. Böhmen, S. 27.
(15) Ludwig d. B. u. Papst Clemens VI. S. 104.
(16) Mit bes. Berücksichtigung d. Geistes- u. Kulturlebens d. Völker, 7. Bd. Lpz. 1868 S. 909 u. 918 ff.
(17) Die literarischen Widersacher der Päpste z. Zt. Ludwigs d. B., ein Beitrag zur Geschichte der Kämpfe zwischen Staat und Kirche, Lpz. 1874, vgl. S. 10.
(18) Geschichte d. spät. MA von 1197—1492, Mchn., Bln. 1888 bis 1903. Handb. d. mittl. u. neueren Geschichte, hersg. v. G. v. Below und F. Meinecke.
(19) Illustr. Geschichte v. Bayern, 2. Bd. Stuttgart 1890.
(20) Geschichte Kaiser Karls IV. u. seiner Zeit, 3 Bände, Innsbruck 1880, siehe bes. den 1. Band von 1316—46.
(21) Dazu gehört z. B. Albert v. Hofmann mit seiner polit. Gesch. d. Deutschen, 3. Bd. Stuttg. 1923. Von Hofmann bewegt sich durchaus noch in den alten Bahnen d. polit. Geschichtschreibung, wie wir sie an obigen Beispielen kennen lernten. Ludwig ist für ihn ein „Versager" (S. 175). Politisch war der Bayer „durchaus unzuverlässig" (S. 169). Wie Ludwig vor dem Papsttum „zusammenknickte" zog er auch das Reich mit in den „Kot" (S. 171).
(22) Weltgeschichte 9. Teil 1. Abteilung, 1.—3. Auflage Lpz. 1888, hersg. v. Alfred Dove u. Georg Winter.
(23) König Ludwig d. B. in der Lombardei, Heidelberg 1867.
(24) Chroust: Die Romfahrt, 1327—29, Gotha 1887.
(25) Ludwig d. B. in den Jahren 1314—38, Göttingen 1882.
(26) Vgl. Biograph. Jahrbuch und Nekrolog v. Bettelheim f. 1896/I S. 444 f.

(27) Mchn. 1877, Abhandlung d. bayer. Akademie d. Wissenschaften. 3. Klasse XIV, 1. Abteilg.
(28) Mit Auszügen aus Urkunden des vatikan. Archivs v. 1315—24, aus den Abhandlungen d. bayer. Akademie d. Wissenschaften, 3. Klasse XVI, 2. Abteilg. Mchn. 1882.
(29) Mit I. H. Reinkens Auszügen aus Urkunden d. vatikan. Archivs von 1325—34. Aus den Abhandlungen der bayer. Akademie der W. 3. Klasse XVII, 1. Abtlg. Mchn. 1883.
(30) Gotha 1901, „Die Reichspolitik des Erzbischofs Balduin von Trier".
(31) Ludwig d. B. u. d. niederrhein. Städte. Paderborn 1904, Münstersche Beiträge zur Geschichtsforschung, neue Folge III.
(32) Entwicklungsgeschichte Bayerns, 1. Bd. 2. Aufl. Mchn. 1908.
(33) Vgl. die kirchenpolitischen und kirchl. Verhältnisse zu Ende d. MA nach der Darstellung Karl Lamprechts, eine Kritik seiner deutschen Geschichte von Heinrich Finke, Rom 1896, siehe bes. § 4, die Schilderung der Kämpfe Ludwigs d. B. mit der Kurie, S. 51—76.
(34) Geschichte d. eidgenöss. Bünde, 5. Bd. 2. Abtlg. 1. Hälfte; Ludwig d. B. u. seine Zeit, bearbeitet v. Alois Lütolf, Basel 1882.
(35) Forschungen zur Gesch. Ludwigs d. B., Heidelberg 1900.
(36) H. Finke: Die kirchenpolit. u. kirchl. Verhältnisse zu Ende d. MA nach der Darstellung Karl Lamprechts. Siehe Anmerkung Nr. 169.
(37) Vgl. Weltimperialismus und nationale Regungen im späteren MA, Rede Freiburger wissenschaftl. Gesellschaft, Freiburg 1916.
(38) Gerhard Ficker: Das ausgehende MA und sein Verhältnis zur Reformation, Lpz. 1903 S. 7 ff.
(39) Die Ursachen der Reformation, Mchn., Bln. 1917 S. 15.
(40) Vgl. hierzu bes. Paul Wunderlich: Die Beurteilung der Vorreformation i. d. deutschen Geschichtschreibung seit Ranke.
(41) Ludwig d. B. u. Friedrich d. Schöne v. Österreich von dem Vertrage zu Trausnitz bis zur Zusammenkunft in Innsbruck (1325—26), Hamburg 1877.
(42) Anhang, Gegner und Hilfsmittel Ludwigs d. B. in seinem Kampfe m. d. Kurie, Zeitschr. f. Kirchengesch., hersg. v. D. Theodor Brieger u. Lic. Bernhard Beß, XI. Bd. Gotha 1901.
(43) Friedjung: Kaiser Karl IV, Wien 1876 S. 82.
(44) Hagen, Minnesänger 4, S. 637, Friedjung: Karl IV., Wien 1876 S. 82.
(45) Villani, 1. XII S. 60.
(46) Höfler, aus Avignon, S. 30.
(47) Machtpolitik und Weltwirtschaftspläne Kaiser Karl IV. von Heinrich Reincke, Hansische Geschichtsblätter, 49. Jahrgang Bd. 29 1924, S. 78.
(48) K. Hampe: Herrschergestalten d. deutschen MA, S. 396.
(49) 5. Bd. von Karl IV. bis zum Schlusse der Costnitzer Kirchenversammlung, Breslau 1821.
(50) Hamburg 1831 in Geschichte d. europ. Staaten, hersg. v. A. H. L. Heeren und F. A. Ukert.
(51) Weltgesch. f. d. deutsche Volk, 8. Bd. Frankfurt a. M. 1847.
(52) Geschichte d. deutschen Monarchie, 3. Bd. Frankfurt a. M. 1842.
(53) Fürstbischof Gerhard u. der Städtekrieg im Hochstift, Würzburg, Wzbg. 1861.
(54) Kaiser Karl IV. u. seine Beziehungen zu den schwäb. Reichsstädten vom Jahre 1370 bis zur Gründung d. Städtebundes 1376. Dissertation Münster 1879.
(55) Geschichte Karls IV. und seiner Zeit, 3 Bände, Innsbruck 1880—92.
(56) Bisher zitiert Weltgesch. 9. Bd. Lpz. 1888, entstanden 1870, siehe Vorwort S. VI ff. S. 91/92.

(57) Bis zur Anerkennung der Lützelburgischen Erbfolge in Böhmen, Chemnitz 1872, 36 Seiten.
(58) H. Friedjung: Kaiser Karl IV. u. sein Anteil am geistigen Leben seiner Zeit, Wien 1876 S. 4 ff.
(59) Zu Karls IV. Politik gegen die Bayern, Forschungen zur deutschen Geschichte. 15. Bd. Göttingen 1875 S. 191—212.
(60) Geschichte d. deutschen Volkes, hersg. v. Georg Matthäi, Lpz. 1885.
(61) Deutsche Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern, 2. Bd. Stuttgart 1893 u. Weltgesch. seit der Völkerwanderung, 3. Bd. Stuttgart u. Bln. 1903.
(62) Vgl. deutsche Geschichte, 2. Bd. S. 97—100. Ferner: Weltgesch. S. 396 bis 402.
(63) Kaiser Karl IV. und der Mainzer Erzbistumsstreit (1373—78), Trier 1908, Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst, begründet von F. Hettner und Karl Lamprecht, Ergänzungsheft 14.
(64) Die Erwerbungspolitik Kaiser Karls IV. Bln. 1909 in: Historische Studien von E. Ebering, Heft LXVI.

Alphabetische Übersicht über Namen und Werke der verwerteten Geschichtschreiber.

Barge, H., Entwicklung d. geschichtswissensch. Anschauungen in Deutschland, Lpz. 1898.
Bauer, F. Chr., Die Epochen d. kirchl. Geschichtschr. Lpzg. 1852.
Bechtel, H., Kunstgesch. als Erkenntnisquelle f. d. Wirtschaftsgeist d. SpätMA in Schm. Jahrb. 1927, Jahrg. 51, H. 2. —
— Wirtschaftsstil des deutsch. Spätmittelalters. Mchn.-Lpzg. 1930.
Below, G. v., Die neue hist. Methode. Hist. Z. 81. 98. —
— D. deutsch. Staat d. MA., ein Grundriß d. deutsch. Verfassungsgesch. Lpzg. 1914. —
— Die deutsche Geschichtschreibung v. d. Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen, Lpzg. 1916. —
— Über historische Periodisierungen m. bes. Blick auf die Grenze zw. MA, NZ. Einzelschr. z. Pol. u. Gesch. H. 11, Bln. 1925. — Wesen u. Ausbreitung d. Romantik ebenda. —
Böhmer, J. Fr., Regesten über Kaiser Ludwig d. B. Frankfurt a. M. 1839. —
— Regesta Imperii unter Karl IV. (1346—1378). Innsbruck 1877. —
Borinski, K., Die Weltwiedergeburtsidee i. d. neuer. Zeiten. Sitzungsber. d. bayr. Ak .d. W. Philos.-philol.-histor. Klasse. Mchn. 1919. —
Brunner, O., Bürgertum u. Städtewesen im MA. Wien 1930.
Buchner, A., Geschichte von Baiern, 8 Bde. Mchn. 1826.
Chroust, A., Die Romfahrt 1327—29. Diss. Gotha 1887.
Davidsohn, R., Die Vorstellungen vom alten Reich in ihrer Einwirkung auf d. neuere Gesch. Mchner. Sitz.-Ber. 1917.
Doeberl, M., Entwicklungsgesch. Bayerns, 1. Bd. 2. Aufl. Mchn. 1908. —
Dove, A., Der Streit um d. MA., ausgew. Aufs. v. Fr. Meinecke. Mchn. 1925.
Ehrhardt, A., Der Katholizismus u. d. 20. Jhdt. Stuttg.-Wien 1902. 4.—8. rev. Aufl.
Erben, W., Die Schlacht bei Mühldorf (1322). Graz-Wien-Lpzg. 1923.
Felten, W., Forschungen z. Gesch. L. d. B. Heidelberg 1900.
Ficker, G., Das ausgehende MA u. sein Verhältnis z. Reformation. Lpzg. 1903.
Finke, H., Die kirch.-pol. u. kirchl. Verh. zu Ende d. MA n. d. Darst. K. Lamprechts. Röm. Qu. 4. Supplem. Heft. Rom 1896.
Fischer, A., Ludwig d. B. i. d. J. 1314—38, Göttingen 1882.
Friedensburg, W., L. d. B. u. Friedr. d. Sch. v. Österr. v. d. Vertr. zu Trausnitz bis z. Zusammenk. in Innsbruck. Hamburg 1877.
Friedjung, H., Kaiser Karl IV. u. s. Anteil am geist. Leben z. Zeit. Wien 1876.
Fueter, E., Gesch. d. neueren Historiographie. Mchn.-Bln. 1911.
Funk, Ph., Von der Aufklärung zur Romantik, Mchn. 1925.
Giesebrecht, W., Entwicklung d. deutsch. Geschichtswissenschaft, Hist. Z. 1. 1859.
Görres, J., Wachstum d. Historie, neugedr. in Ges.Schr. Bd. 3. Köln 1926.
Grisar, H., Das MA einst u. jetzt. 3. u. 4. Aufl. Freibg. i. Br. 1902.
Grotefend, S., Die Erwerbungspolitik Karls IV. Bln. 1909.
Günter, H., Das MA i. d. später. Geschichtsbetrachtung, H. Z. d. Görres Ges. XXIV, 1903.
Hampe, K., Herrschergestalten d. deutsch. MA. Leipzig 1927.

Hauck, A., Kirchengeschichte Deutschlands, 5. 1. 1. u. 2. Doppelauflage, Lpz. 1911.
Hashagen, J., Entwicklungsstufen d. neueren Geschichtschreibung. A. f. K. XXI. 3. H. 1931.
Hirsch, H., Das MA und wir. In das MA in Einzeldarst. Wien 1930.
Hegel, Vorlesungen zur Philosophie d. Gesch., hersg. v. Lasson.
Helmolt, H. F., Rankebibliographie, Lpz. 1910. —
— L. v. Rankes Leben u. Wirken n. d. Quellen dargest. Lpz. 1921.
Heussi, K., Altertum, MA u. NZ i. d. Kirchengesch. Tübingen 1921.
Hofmann, A. v., Polit. Gesch. d. Deutschen, 3 Bde. Stuttgart 1923.
Hoffmann, K., Die Haltung d. Erzbist. Kölns in d. kirchenpolitisch. Kämpf. L. d. B. Bonn 1910.
Janssen, J., Gesch. d. deutsch. Volk. u. s. Kultur v. d. ersten Anf. hist. Kunde bis z. Gegenw. 19/20. Aufl. bes. d. Ludwig v. Pastor, Freiburg i. Br. 1913.
Kawerau, G., Glossen zu Janssens Gesch. d. d. Volkes, Zeitschr. f. kirchl. Wissensch. u. kirchl. Leben, Lpzg. 1882.
Keyser, E., D. Geschichtswissenschaft, Aufbau u. Aufgaben, Mchn.-Bln. 1931. —
— D. Wesen d. späten MA. DVS. f. Literatur- u. Geistesgesch. 9. J. 2. H. Halle 1931.
Kopp, I. E., Gesch. d. eidgen. Bünde, 5. Bd. 2. Abt. 1. H., bearbeitet v. A. Lütolf, Basel 1882.
Kunze, K., D. pol. Stellung d. niederrhein. Fürsten z. Zt. L. d. B. Diss. Göttingen 1886.
Kötzschke, R., Karl Lamprecht. Nekrolog i. d. deutsch. Geschichtsblättern, Gotha XVI. 7. H. 1915.
Kraus, V. v., Deutsche Geschichte im Ausgang des MA. Bln.-Stuttgt. 1905.
Lamprecht, K., Deutsche Gesch. 4. u. 6. Bd. Bln. 1894.
Lenz, M., Kleine hist. Schriften, 1. u. 2. Bd. Mchn.-Bln. 1910 u. 1920.
Lindner, Th., Deutsche Gesch. unter d. Habsburgern u. Luxemburgern, Stuttgart 1890/93.
— Geschichte des deutschen Volkes, Stuttgart 1894.
— Weltgeschichte seit der Völkerwanderung, Stuttg. 8 Bände, 1901—1914.
Lorenz, O., Deutschlands Geschichtsquellen im MA. Wien 1863—67.
— Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben. 2 Bde. Bln. 1891; Fr. Chr. Schlosser, Wien 1886. —
Loserth, J., Gesch. d. spät. MA. Mchn.-Bln. 1888—1903.
Mating-Sammler, A., Karl v. Lützelburg. Diss. Chemnitz 1872.
Matthes, I., D. zweite Romzug Karls IV. Diss. Halle 1880.
Menzel, K. A., Gesch. d. Deutschen. 3., 4. u. 5. Bd. Breslau 1816—21.
Moeller, R., Ludwig d. B. u. d. Kurie im Kampf um d. Reich. Hist. Stud. Heft 116. Bln. 1914.
Möller, Bertha: Die Wiederentdeckung d. MA., ein Beitrag z. Gesch. d. Vorromantik. Diss. Köln 1922 (Maschinenschrift).
Mühling, C., Die Gesch. d. Doppelwahl d. J. 1314, Diss. Lpz.-Mchn. 1882.
Müller, K., D. Kampf L. d. B. mit d. röm. Kurie Tübingen 1879 u. 1880.
Nalbandian, W., Leop. v. Ranke. Bildungsjahre u. Geschichtsauffassung. Lpz. 1901.
Nitzsch, W., Gesch. d. deutsch. Volkes, Lpz. 1883, 85. 2. Aufl. 1892.
Masur, G., Rankes Begriff d. Weltgeschichte, Beihft 6 d, H. Z. Mchn.
Novalis, Sämtl. Schriften, ed. J. Minor, 2. Bd. Jena 1907.
Bln. 1926.
Palm, K., Zu Karls IV. Politik gegen d. Bayern Forsch. z. d. Gesch. 15. Bd. Göttingen 1875.

Pfister, I. C., Geschichte d. Teutschen, in Gesch. d. europ. Staaten. Hamburg 1831.
Pflugk-Harttung, J. v., Anhang, Gegner u. Hilfsmittel L. d. B. i. s. Kampf m. d. Kurie. Z. f. Kirchengesch. XI. Gotha 1901.
Preger, W., D. kirchenpol. Kampf unter L. d. B. u. s. Einfluß auf die öffentl. Meinung i. Deutschl. Mchn. 1877. Abhandlungen d. bayr. Akt. d. W. 3. Kl. XIV, 1. Abt.
— Über die Anfänge des kirch.-pol. Kampfes u. L. d. B. Mchn. 1882.
— D. Verträge L. d. B. mit Fr. d. Sch. i. d. Jahren 1325/26 Mchn. 1883.
Priesack, J., D. Reichspolitik d. Erzbischofs Balduin v. Trier, Diss. Göttingen 1893.
Ranke, L. v., S. W. 53/54 herg. v. A. Dove Leipzig 1890.
— Weltgesch. 9/I. 1.—3. Aufl. Leipz. 1888.
— D. römischen Päpste, 1874, 6.
— Deutsche Geschichte 1839, I. Lpz.
Riezler, S., D. literar. Widersacher d. Päpste, z. Zt. L. d. B. Leipzig 1874.
— Geschichte Baierns, in Gesch. d. eur. Staaten, Gotha 1880.
Ritter, M., D. Entwicklung d. Geschichtswissensch. an d. führenden Werken betrachtet. Mchn. Bln. 1919.
Rotteck, K. v., Allgemeine Gesch. v. Anf. d. hist. Kenntnis, 9. Bde. 1812—67.
Rühs, Fr., Handbuch d. MA. Bln. 1816.
Reincke, H., Machtpolitik u. Weltwirtschaftspläne. Kaiser Karls IV. Hans. Geschbl. 49. J. Bd. 29 1924.
Stadelmann, R., Grundformen d. malichen Auffassung v. Herder bis Ranke. DVS. 1931.
— Der histor. Sinn bei Herder, Halle 1928.
Schlett, J., Biographie L. d. B. Sulzbach 1822.
Schlosser, F. C., Weltgesch. f. d. deutsche Volk bearbeitet v. Dr. G. L. Kriegk, Frankf. 1847.
Schlegel, Fr., Sämtliche Werke, Wien 1811, 1812, 1822 bes. I u. II. Bd.
— Fr. Schl. philosophische Vorlesungen herg. v. Windischmann, 2. Bd. Wien 1837.
Schmeidler, B., Handbuch f. d. Geschichtslehrer, herg. v. Oskar Kende, Wien-Lpz. 1933.
— Z. Entwicklung d. Geschichtschreibung Rankes. Ein Vers. ihrer theoretischen Würdigung. Schm. J. Bd. 27. 1903.
— Zur Psychologie d. Histor. u. z. Lage d. Historie i. d. Gegenwart. Preuß. Jahrb. 202. Berlin 1925.
— Königtum u. Fürstentum in Deutschland Neuauflage: Franken u. d. deutsche Reich. Erlangen, 1930.
Seeliger, G., K. Lamprecht i. d. Hist. Vierteljschr. Heft 1, 1919.
Simon, E., Ranke und Hegel, Beiheft 15, d. H. Z. 1928.
Souchay, E. F., Gesch. d. deutsch. Monarchie v. ihrer Erhebung bis zu ihrem Verfall, Fkft. 1861.
Schwann, M., Illustrierte Geschichte von Bayern Stuttgart 1890.
Stengel, E. E. Avignon und Rhens. In Quellen u. Studien z. Verfassungsgesch. 6. Bd. H. 1. Weimar 1930.
Sybel, H. v., Die deutsche Nation u. d. Kaiserreich Düsseldorf 1862.
Troeltsch, E., Historismus u. seine Probleme Ges. Schrift. 3. Bln. 1922.
Tumbült, G., Kaiser Karl IV. u. s. Beziehungen z. d. schwäb. Reichsstädten, Diss. Münster 1879.
Üding, P., Ludw. d. B. u. d. niederrhein. Städte, Paderborn 1904.
Vigener, F., Kaiser Karl IV. u. d. Mainzer Bistumsstreit. Trier 1908.
Vogt, E., Die Reichspolitik d. Erzbisch. Balduin v. Trier, Gotha 1901.

Warnecke, G., Der zweite Romzug Karls IV. Diss. Altona 1881.
Weber, F., König Ludw. d. B. i. d. Lombardei Diss. Heidelberg 1867.
Weber, G., Allgemeine Weltgesch. mit bes. Berücksichtigung d. Geistes u. Kulturlebens d. Völker Lpz. 1868.
Weech, F. O. v., Kaiser L. d. B. und König Johann v. Böhm. Mchn. 1860.
— Kaiser L. d. B. u. Papst Clemens VI. Hist. Z. XII. 1864.
Wegele, F. X., Fürstbischof Gerhard u. d. Städtekrieg im Hochstift Würzburg. Wzbg. 1861.
Werunsky, E., Gesch. Kaiser Karls IV. u. s. Zeit, 3 Bände, Innsbruck 1880.
Zirngibl, R., Lebensgesch. Ludwigs d. B. Hist. Abhandl. d. kgl. bayr. Akademie d. W. Mchn. 1814.
Zeumer, K., Zur Kritik d. Appellationen L. d. B. neues Archiv Bd. 37, 1912.

Lebenslauf.

Als Sohn des verstorbenen Kaufmannes Mathias Brunhuber und seiner Ehefrau Margarete, geb. Mohr, wurde ich am 19. März 1909 zu Röthenbach b. St. Wolfgang geboren. Ich bin evang. Konfession und besitze die bayerische Staatsangehörigkeit. In Nürnberg besuchte ich 4 Jahre Volksschule, trat darauf in die Realschule über und absolvierte Ostern 1928 die Oberrealschule.

An der Universität Erlangen widmete ich mich sodann germanistischen, historischen, kunstgeschichtlichen, geographischen und philosophischen Studien.

Die Anregung zu der vorliegenden Arbeit verdanke ich Herrn Professor Dr. Schmeidler. Für gütige Förderung und persönliche Einwirkung bin ich ihm zu bleibendem Dank verpflichtet.